Drei Handwerker.

Erster Band.

Drei Handwerker,

von

Ernst Fritze,

Verfasser der „Wollenweber von Stendal rc.“

Erster Band.

Leipzig,
C. Berger's Buchhandlung.
1851.

Vorrede.

Wenn ich es vorziehe, für diesmal dem guten alten Brauche huldigend, eine Vorrede zu schreiben, die doch selten etwas Anderes als eine Fürbitte sein soll, so fühle ich mich theilweise dazu gezwungen, um den Leser gleich von vornherein damit bekannt zu machen, was er von diesem kleinen Buche zu erwarten hat.

Es ist eine sogenannte vormärzliche Geschichte, die ich flott zu machen Willens bin und mit einem „Glück auf!“ vom Stapel lassen werde.

Man könnte fragen: Was heißt das, eine vormärzliche Geschichte? Ist sie geschehen oder geschrieben

vor dem verhängnißvollen März 1848? Darauf entgegne ich: Beides! Sie ist geschrieben im Februar 1848 unter den Eindrücken, die das Leben und Treiben, das innere Wogen und das äußere Wallen im Handwerksstande zu entwickeln im Stande war. Der Schlußstein dieser sich damals von Tag zu Tag steigernden Bewegung war die März-Revolution und damit schloß sich auch mein Werk, um bis heute den Schlaf des Friedens und des Todes zu schlafen. Mir schien jedoch die Zeit seines Erweckens jetzt zweckmäßig — mir lächelte die Hoffnung, daß es nicht ohne Interesse für das Publicum sein könnte, eine Zusammenstellung der damaligen beginnenden Regsamkeit einer Volksschicht, die bei weitem wesentlicher als alle andern des Staates bei den revolutionären Bewegungen betheiligt war, mit der jetzigen, theilweise schon vollständig entwickelten Thatkräftigkeit des Handwerkerstandes zu geben.

In den drei Handwerkern meines vorliegenden Werkes repräsentiren sich die Elemente (aber nicht die idealisirten) des Standes, der in seiner wahren

Ehrenhaftigkeit die Stütze der bürgerlichen Societät ist. In den Lebensschicksalen dieser drei verbrüderten Standesgenossen tritt die Harmonie und der Conflict ihrer Grundsätze und Thaten auf das bestimmteste hervor. In ihnen charakterisirt sich, ihrer Individualität nach, der Einfluß, den die damals herrschenden Religionsbewegungen, verbunden und verzweigt mit den politischen Ereignissen, nothwendig auf jeden Menschen, der sich nicht mit tauben Ohren und blinden Augen in der Welt bewegte, haben mußte. In ihnen versuchte ich das Bild aufzustellen, wohin wahres, echtes Streben nach Bildung, eitle Selbstüberschätzung und ruhiges Beharren im alten Gleise des Herkommens führen könne. Genug — ich zeichnete nach dem Leben und entnahm dem Bürgerstande die Originale. Hätte ich das Buch jetzt, nachdem sich alles historisch entwickelt hat und klar vor uns liegt, geschrieben, so würden mich die Erfahrungen der neuesten Zeit in den Stand gesetzt haben, festere Umrisse um frühere Ansichten, die damals in den Gemüthern selbst noch schwankten, zu

ziehen, allein ich kann, ohne das Werkchen nicht ganz zu zerstören, nichts ändern, habe auch nach bestem Vermögen die frühern Grundsätze treu nach der Natur copirt, also mögen die Schwankungen mit Schonung und Gerechtigkeit betrachtet werden.

Ernst Fritze.

Drei Handwerker.

In den Städten, welche am Fuße des Harzgebirges liegen, beschützt von dem riesenhaften Bau der Felsen, beschattet von den hohen und alten Bäumen und durchweht von dem kühlen und duftigen Athem der Gebirgsluft, herrschte noch vor wenigen Jahrzehnden ein bürgerlicher Geist, der sich fest an alte Gebräuche, an heilig gesprochenes Herkommen und an eine stehende Tracht des Bürgerthumes hing.

Jetzt, wo die Industrie durch Dampf und Schienen sich pfeilgeschwind fortpflanzt, schwindet vor diesem sich täglich steigernden Gewerb- und Erwerbsinne jedes alte Herkommen und der Luxus kehrt mit dem Uebermuthe zugleich dort siegend ein, wo noch vor kurzem einfache Sitte und einfache Kleidung an der Tagesordnung war. Allein zu der Zeit, wo wohlgepflegte Chausseen in die Gebirgsgegenden hinein noch als

wahre Wunderwerke betrachtet wurden, schritt die Aufklärung nur stufenweise vorwärts und das Neue schlich sich nicht mit revolutionärem Spectakel, sondern sacht und unhörbar ein, so daß man am Ende kaum sagen konnte, von welchem Flecke es eigentlich ausgegangen sei.

Aehnlich mochte es mit dem ehrenwerthen Bürgerthume des Landesstriches gegangen sein, in welchem unsere Erzählung sich bewegen wird, denn man fand sich plötzlich auf einer Stufe des Fortschrittes im Aeußerlichen, während man noch innerlich mit Löwenmuth gegen jede Neuerung kämpfte.

Ob nicht hier, wie einst im Paradiese, das Weib die Bahn gebrochen und mit der Kraft der Eitelkeit alte Vorurtheile besiegt hatte, lassen wir dahin gestellt, doch finden wir eine Bestätigung unserer Meinung in dem Umstande, daß sich zwischen den Frauen einzelner Gebirgsstädte ganz verzweifelte Feindschaften entwickelten, die sich am Ende bis auf die Corporationen der Männer erstreckten und zu einem stehenden Hader Veranlassung gaben. Es ist anzunehmen, wenn von Putz und Tand die Rede ist, so herrschen die Frauen und der erste Fortschritt in der Cultur der Einwohner dieser Gebirgsstädte fand sich in der Tracht. Bis dahin

sah man die ehrsamen Mütter und die ehrbaren Töchter des Landes Jahr aus Jahr ein in derben und buntbeblümten oder festen, schwarzen Röcken von handfestem Wollenstoff einhergehen, bis dahin zeigte der Schnitt der Kleidung wenig Phantasie der Schneider, denn die Tochter fand es recht und billig, daß das Muster zum Mieder genau dem der Mutter nachgezirkelt wurde, bis dahin pflegten Hauben und Hüte, lange Kleider und Shawls, Schleier und gestickte Pelerinen in den Augen der verstockten Bürgerinnen Dinge zu sein, deren Besitz ihnen lächerlich erschien, und plötzlich ereignete es sich, daß man mit Verachtung auf die dicken, kurzen Röcke, auf die altmodigen Mieder, auf das alterthümliche biderbe Schuhwerk und auf den glattgekämmten, unbedeckten Kopf herabsah.

Wir haben es ganz besonders mit einem Städtchen zu thun, das wir einstweilen Osterleben benennen wollen, deshalb wenden wir bei dieser Katastrophe unsere Blicke dahin, um zu sehen, was sich bei der Gelegenheit dort zutrug.

Auch in Osterleben bereitete sich diese Kleiderumwälzung vor und drohte manchem ehrlichen Hausvater mit einer bedeutenden Verwundung seines Geld-

beutels. Obwohl im allgemeinen höchst blühende Hausstände im Orte sich vorfanden, in denen das Geld nicht allein nie mangelte, sondern sogar zu ganz hübschen Rollen im wohlverwahrten Schranke angewachsen war, so sah man doch bitterböse Gesichter auftauchen, als die Frauen und Mädchen ihre bittende Bestürmung um den Ankauf des unnützen flitterhaften Zeuges und der unnöthigen Putzartikel begannen. Grollend ging endlich ein redlicher Handwerker nach dem andern zum Geldkasten, um dem eitlen Sinne der Weiber zu genügen, und siehe da, der Groll verschwand beim Anblicke der niedlichen Töchter im modernen Gewande und es wurde nun den Müttern nicht schwer, der schwerfälligen Männertracht mit Spott und Hohn nahetretend, auch hierauf einen verschönernden Einfluß auszuüben. Bald prangten die Handwerker Osterlebens in anständigen, ganz zeitgemäßen Röcken, Hüten und Stiefeln, während sich ihre Frauen und Töchter mit Eifer des Anstandes einer Frau von Welt befleißigten. Aber die Uebermacht, welche sie sich dadurch zu erringen glaubten, wurde ihnen bitterlich durch die Feindseligkeit des andern und bei weitem überwiegenden Theiles der Osterleber Bevölkerung versalzen. Das waren die Ackerbürger der Stadt, meistens sehr begü-

terte, aber auch sehr grobe und starrsinnige Leutchen, die es besser verstanden hatten ihren Weibern bei dem ersten Angriffe auf den heißgeliebten Geldbeutel zu begegnen. Was sie für gut befanden zu verweigern, das war nach ihrem Dafürhalten unumstößlich besser und sie setzten nun unter sich einen Trumpf darauf, alle Gemeinschaft mit dem Handwerkervolke, das sich mit seinen elenden paar Groschen zum Pfauengeschlechte hinaufgeschmückt hatte, abzubrechen. Die Weiber waren, natürlich aus Neid über den elenden Flitterstaat, am willfährigsten eine trennende Kluft zwischen sich und diesen Modepüppchen und Zieräffchen, wie sie spöttelnd sagten, zu gründen und bald erstand ohne hinlänglichen Grund und ohne gerechte Ursache eine eben so bittere Feindschaft zwischen den Handwerkern und Ackerleuten, wie vorher eine wahrhaft herzliche Freundschaft bestanden hatte. Ein Tropfen Wasser, auf dieselbe Stelle fallend, höhlt zuletzt einen Stein aus, warum sollte das menschliche Herz und noch dazu das Vaterherz nicht auch am Ende weich werden, wenn eine Tochterbitte immer von neuem auf dasselbe eindringt? Genug es währte nicht gar lange, so gaben die Väter der Ackerwirthschaften auch der eindringenden Cultur nach und öffneten bereitwillig ihren Geldsack, um dem

herrschenden Geschmacke und dem um sich greifenden Luxus zu huldigen.

Mit dieser Nachgiebigkeit hätte nun eigentlich eine Friedenserklärung zwischen den beiden rivalisirenden Ständen eintreten müssen, allein man mißfiel sich nicht in den pikanten Spöttereien und feindseligen Raillerien, also verblieb es bei der Feindschaft, die solcher Lappalien wegen entstanden war, und es vergingen kaum zehn Jahre, so wußte man den eigentlichen Grund dieser bestehenden Abneigung nicht mehr. Die Abneigung war da und sie wurde durch allerlei Umstände mehr befestigt als verringert. Denn hatten im Beginne des Kampfes um Fortbestehung eines alterthümlichen Bürgerthumes die Meister der verschiedenen Gewerke den ersten Schritt zum überflüssigen und unzweckmäßigen Pompe gethan, so griffen nun die Männer des Ackerbaustandes mit all dem Uebermuthe und all der Anmaßung, die ein voller Geldbeutel immer erzeugt, in ihre Taschen und drehten die ganze Stadt um, das heißt, sie richteten nicht allein die Kleider ihrer Weiber zeitgemäß zu, sondern sie warfen ihre ganze einfache Hausordnung über den Haufen, bauten neue Häuser, möblirten sie höchst anständig, nahmen Veränderungen im Viehstande, wie

sie die Industrie für gut ausschrie, vor und nannten sich von dieser Zeit an nicht mehr Ackerleute, sondern Dekonomen. Daß so ein Herr Dekonom weit über den Handwerksmann zu stehen kam, ist ganz natürlich, daß er aber auch, als so ein Herr Dekonom bei weitem mehr Geld ausgab, ist eben so begreiflich und es hatte bisweilen den Anschein, als würde die Ausgabe die Einnahme bald übersteigen und aller großartigen Dekonomie einen kläglichen Untergang bereiten.

Da erstand aus dem Wuste neuer erfinderischer, industriöser Bestrebungen des menschlichen Geistes die Eisenbahn und mit ihr das Mittel den Handel und Wandel bis in öde und unbesuchte Gegenden auf das schnellste zu befördern. Die Erkenntniß, den Wohlstand ihrer Haushaltungen mehren zu müssen, hatte schon den Boden der Grundsätze in dem Herzen der Osterleber Dekonomen dermaßen bearbeitet, daß sie mit Eifer die friedliche Bahn eines Landmannes verließen, um mit kaufmännischem und wuchersüchtigem Geiste diesem Fortschritte der Zeit zu folgen. Der Vortheil, den sie davon hatten, war zu klar, aber dieser Vortheil stieß auch die letzte Schranke alter Vorurtheile gänzlich um und stellte sie plötzlich, mit der ganzen weiten Welt aller Speculationen, in Reih und Glied

mit denen, die Verfeinerung, Aufklärung und Vornehmthun zu ihrem Lebensprincipe machen. —

Aber der Mensch hat gewisse Gewohnheiten, die ihm, wie die eigene Haut, ganz unentbehrlich dünken, auch wenn sie seiner neu angenommenen Lebensweise nicht ganz entsprechen. Diese Gewohnheiten vermag oft erst eine Reihe von Generationen zu moderiren und sie den neuen Sitten und Gebräuchen analog zu machen, weil ein zu großes körperliches Behagen damit verbunden ist, als daß es dem Menschen leicht werden sollte, davon ganz und plötzlich abzustehen.

Zu diesen Gewohnheiten der neugebackenen Dekonomen gehörte die Feier einer Hochzeit, die nach Bauergebräuchen drei volle Tage, mit immerwährendem Essen, Trinken, Tanzen, Jubeln und Lärmen, währte. Diese Hochzeitsgebräuche behielten denn also die Leutchen bei, trotz aller verfeinerten Sitte und trotz aller städtischen Manier. Da die Dekonomen die rechte Seite von Osterleben bewohnten, welche nach dem flachen Felde zu lag und ihren Obliegenheiten daselbst mehr freien Spielraum bot, so hatte man im allgemeinen diesen Theil der Stadt, der weder von Mauern, noch von Felsen und Bäumen eingeengt wurde, mit dem Prädicate „draußen“ belegt und schon

die kleinsten Kinder der ärmern Bewohnerklasse wußten, was es zu bedeuten habe, wenn es hieß: draußen ist Hochzeit!

Eine solche Hochzeit war es, die im Jahre 1845 im Monat August die Ehefrau des Oekonomen Karl Goltermann durch ihre nothwendigen Vorbereitungen schon seit acht Tagen in eine schweißtreibende Thätigkeit versetzte.

Karl Goltermann gehörte zu den Reichsten seines Standes und sein Reichthum ruhte auf einem gesicherten Grunde, den weder gewagte Speculationen, noch ein paar Mißernten zu erschüttern vermochten. Auch er war dem allgemeinen Aufstande gefolgt und hatte sein Haus und sein Hauswesen einer gründlichen Veränderung unterworfen; aber seine Veränderungen waren durch die Umsicht und Erfahrung seines alten, klugen Vaters, der als Altsitzer in seinem Hause lebte, Verbesserungen geworden. Sein Haus, zum Beispiel, war einstöckig geblieben und nur durch einen bedeutenden Anbau auf das zweckmäßigste vergrößert, obwohl seine Nachbarn alle zweistöckig gebaut und ihn dadurch an Glanz übertroffen hatten.

Was nützt dem Ackermann ein zweites Stockwerk, hatte der alte Großvater gesagt. Kann er oben wohnen?

Es ist lächerlich hoch zu bauen, wenn man auf die Erde sehen muß!

Karl Goltermann hörte, was sein Vater sagte, er überdachte sich die Rede und fand, daß der Altsitzer Recht habe. Er baute also einstöckig und wohnte deshalb so bequem wie ein Fürst, während seine zweistöckigen Nachbarn Trepp auf Trepp ab laufen mußten und doch nichts als ein paar unnütze Putzstuben gewonnen hatten.

Goltermann's Familie bestand aus seinem alten Vater, der auf dem rechten Flügel des Wohnhauses, dicht neben den Ställen des Rindviehes, für welches der Alte eine besondere Vorliebe hatte, ein paar kleine aber hübsche Stübchen bewohnte, aus seiner Ehefrau, die im allgemeinen nur Frau Marthe genannt wurde, weil ihr Schwiegervater sie so nannte, und aus zwei Töchtern, Johanne und Katharine, welche in der beliebten Abkürzungsmanier Hanna und Kathe gerufen wurden.

Die Beköstigung des alten Goltermann so wie seine Wäsche und die Reinigung seiner Wohnung besorgte die Familie seines Sohnes, hingegen seine Bekleidung und die Anschaffung gelegentlicher Bedürfnisse bestritt der Altsitzer von den Zinsen eines Capitales,

das er aus der Wirthschaft, bevor er sie übergeben, herausgenommen und auf sichere Hypothek untergebracht hatte. Der alte Mann, gewöhnlich kurzweg der Großvater genannt, liebte es in Bibelsprüchen und Sprichwörtern zu reden. Als die Nachbarn ihm Vorwürfe über sein mißtrauisches Verfahren, das von dem Herkömmlichen abwich, machten, antwortete er mit lächelndem Ernste:

„Ei, was! Die Hand des Vaters, die noch was zu geben hat, die wird gesucht — doch die, die alles gab, was sie besaß, die wird verflucht!"

Wenn die Anwendung dieser alten Lebensregel auf den gutmüthigen Karl Goltermann auch nicht paßte, so konnte man bei näherer Beleuchtung der stattfindenden Verhältnisse dem Altsitzer nicht verdenken, daß er sich ein Capital reservirte, das ihnen bei einbrechendem Mangel von großem Nutzen sein konnte. Sein Sohn tadelte ihn deswegen auch nicht im geringsten, sondern fand es billig, daß sein Vater nach dem sauren Schweiße seiner Jugend sich ein unabhängiges Alter zu begründen suche.

Die Töchter waren gute, wohlgeartete und fleißige Mädchen. Aber sie waren im Aeußern sowohl als in ihrer Denkungsart so verschieden wie nur zwei

Menschen unter Gottes Sonne sein können. Hanna, die Aelteste, ein stilles, schweigsames, ganz wenig hübsches Mädchen, war Braut eines jungen Oekonomen, und für sie rannte und schaffte die gute Frau Martha jetzt, denn ihre Hochzeit war nahe.

Aber was soll man von Kathen sagen? Kathe war das schönste und wildeste, das keckste und gutmüthigste, das übermüthigste und liebenswürdigste, das schnödeste und weichherzigste Mädchen, das jemals lebte. Sie war des Großvaters Augapfel, der Mutter Stolz, des Vaters Freude, der Schwester Trost und Stütze und der Liebling, der bewunderte Liebling der ganzen Osterleber Bevölkerung. Goltermann's Kathe kannte Jeder und Mancher liebte sie mit schwerem Seufzer. Sie aber that mit Allen kurz, gab sich das Ansehen, als mache sie sich gar nichts daraus, ob man sie leiden möge, und hatte doch niemals Ruhe, bis sie das Auge, das sie unfreundlich angeblickt hatte, freundlich und liebevoll strahlen sah. Vorschriften ließ sie sich nicht machen, Ermahnungen belachte sie, Lehren nahm sie mit Spott auf, Widerspruch empörte sie und nur für die Bitte war sie schwach wie ein Kind.

Ein einziger Mann durfte ihr ungescheut die Wahrheit sagen, das war ihr Großvater, und eine einzige

weibliche Person mußte sie lieben, wenn sie sich glücklich fühlen sollte, und das war Liesel, eines armen Schuhmachers Tochter, die für jetzt auf der Pfarre als Hausmädchen diente, um ihre Eltern unterstützen zu können.

Frau Martha war in dem Gedanken, eine Rolle als Brautmutter spielen zu können, so glückselig, daß ihr alle Arbeit, so schwer und ermüdend sie auch sein mochte, leicht dünkte. Nachdem nun alles eingeschlachtet war, was zu Braten und Suppen an Fleisch verwendet werden sollte, ging sie mit rüstigem Eifer an das Kuchenbacken.

Hanna, die glückliche Braut, war ihr hülfreich zur Seite, während Kathe Rosinen verlas und Mandeln abzog zu den Napfkuchen, die Frau Martha unübertrefflich zu backen verstand.

Der Tag neigte sich zu Ende, als Frau Martha hastig zu ihrer Tochter Kathe, die hinten in der Magdstube ihr Geschäft verrichtete, trat und mit bittendem Tone ausrief:

„Ach, Kathe — es fehlt mir an Formen zu den Napfkuchen. Willst Du hinspringen zur Muhme in der Papiermühle und mir noch sechs Stück holen?"

„Ja, Mutter Martha," entgegnete lustig auf-

schauend das Mädchen. „Es ist aber ein schöner Sprung bis zur Papiermühle und sechs Kuchennäpfe sind für diese armen Schultern auch keine zu leichte Last.“

„Ja, das ist wahr,“ entgegnete kleinlaut die Mutter. „Aber ich habe keinen Menschen, der es thun könnte. Die Knechte sind im Felde — die Mägde haben alle Hände voll zu thun. Ich muß die Näpfe bald haben, sonst vergahrt der Teig —“

„Laß nur, ich gehe schon,“ rief hastig die Tochter. „Muhme Seidel kann mir einen Burschen mitgeben, der die Näpfe in der Kiepe trägt. Dafür soll der Bube auch drei Tage Hochzeitkuchen speisen.“

Frau Martha strich Kathens Wange und sagte zufrieden:

„Du bist auch meine gute Puppe! Geh' nur schnell!“

Kathe lachte. „Gott bewahre mich vor solcher Hochzeit. Da geht ja alles Kopf über!“

Aber dennoch eilte sie in ihr Kämmerchen, holte sich einen hübschen Sammetspencer hervor, zog ihn über ihr kurzärmeliges Kleid her, setzte einen Hut auf, nahm ein Paar Handschuh in die Hand und rannte so der Seitenpforte zu, die nach dem Garten führte, der eine Thür zum Näherwege in's Feld hatte.

Als sie sich den Fenstern näherte, wo ihr Großvater wohnte, hemmte sie ihren Lauf und trat an eines derselben, das offen stand, heran.

„Großvater,“ rief sie hinein, — ohne jedoch weiter aufzublicken, weil die Knöpfe ihres Spencers sie noch beschäftigten, — „Großvater, ich gehe in die Papiermühle. Hast Du etwas zu bestellen?“

„Aber Du gehst doch nicht allein?“ fragte eine Stimme dicht bei ihr mit tadelndem Ausdrucke.

Kathe blickte blitzschnell auf. Eine tiefe Röthe überzog ihr schönes Gesicht, als sie den jungen Lohgerbermeister Gottfried Meier am Fenster stehen sah. Sie faßte sich jedoch schnell und entgegnete mit schnippischem Tone:

„Und warum denn nicht? Will der Herr meinen Bedienten machen?“

„Das nicht. Aber mitgehen will ich —“

„Ich brauch' Dich nicht. Ich kann meinen Weg schon allein finden.“

„Du bist wohl noch böse, Käthchen?“ fragte Gottfried leise.

„Worüber denn? Weil Du über mein Lachen brummtest? Ach bah! das bin ich gewohnt. Ich thu' doch, was ich will, und wenn der liebe Herrgott selbst

mich nicht straft über meinen Unglauben — an Andere kehr' ich mich nicht. Ich habe übrigens keine Zeit, mich hier festzuschwatzen — Großvater — Adieu."

„Soll ich wirklich nicht mitgehen?" fragte Gottfried sanft.

„Nein — wirklich nicht — wahrhaftig nicht! Ich mag Dich nicht — ich brauch' Dich nicht! Ich habe mir schon wen bestellt."

Dahin flog sie wie ein Wind durch die Pforte, durch den Garten, durch das Feld, bis sie an den Waldweg kam.

Osterleben lag mitten in einem schönen, fruchtbaren und reich angebauten Thale, das sich gegen das Gebirge hin verengte und von einem schönen Walde geschlossen wurde. Ein heller, rasch fließender Bach durchzog dasselbe und verlor sich erst späterhin in einen kleinen Fluß, der viel träger und langsamer als hier der schmale, sprudelnde Bach in das Land hineinging.

Vom Beginn des Waldes an bildeten niedere und höhere Abhänge den Anfang des Gebirges und machten dieses dunkle, dichte Gebüsch zu einem reizenden Spaziergang für die Thalbewohner. Etwa in der Entfernung einer Viertelmeile von Osterleben seitwärts der waldbewachsenen Anhöhen lag ein Dorf, dessen

schönes, stattliches Schloßgebäude einen wohlhabenden Besitzer verrieth. Zu diesem Dorfe gehörte die Papiermühle, wohin Kathe in aller nur möglichen Schnelligkeit eilte, um Kuchenformen zu holen. Die Mühle war gleichfalls das Eigenthum des Schloßbesitzers und der jetzige Schaffner auf derselben ein Vetter des Hauses Goltermann.

Die Mühle selbst, so wie das kleine, hundert Schritte davon gebaute Wohnhaus, das mitten in einem ausgehauenen Platze, umgeben von den ältesten und höchsten Eichen und Buchen lag, war so romantisch und reizend placirt, daß es der Zielpunkt mancher Sonntagsvergnügungen in der Umgegend wurde. Von Osterleben aus wurde diese Mühle indeß am meisten besucht und ein schmaler, glatter Steg, der von den Aeckern und Wiesen gleich unmittelbar in den Wald hineinführte und von Alt und Jung und Groß und Klein der Mühlengang genannt wurde, konnte durch seinen kühlen Schatten wohl den Wandrer verführen seiner Spur zu folgen. Allein für ein furchtsames Frauenherz hatte dieser dunkle Waldweg doch viel Aengstigendes.

Kathe zögerte, ehe sie in denselben einbog. Sie bereute in diesem Augenblicke ihr schnippisches Wesen

gegen Gottfried. Sie hatte freilich gehofft, daß er trotzdem ihr folgen werde, aber als sie nun sah, wie bitter sie sich getäuscht hatte, da wurde sie ernstlich böse und murmelte vor sich hin:

„Der Trotzkopf! Das soll er mir büßen!“

Noch einmal sah sie den Weg, welchen sie gekommen war, entlang und schritt dann schnell und rüstig in den Mühlengang hinein.

Während das junge Mädchen den amen Gottfried verdammte, versuchte dieser vergebens von dem Großvater Goltermann loszukommen, um ihr folgen zu können.

Dieser alte, aber noch geistesfrische und plauderlustige Mann sah es für sein Leben gern, wenn man ihn besuchte und sich in ein Gespräch mit ihm vertiefte. Er saß gewöhnlich den ganzen lieben langen Tag auf seinem bequemen Großvaterstuhl und unterhielt sich entweder mit seinen eignen Gedanken oder schöpfte aus dem Buche des Lebens, wie er seine Bibel nannte, erhabene und tröstende Ideen. Da war es natürlich, daß ein Besuch gleich einem erfrischenden Regen auf ein schmachtendes Ackerland auf ihn wirkte. Alles das, was er gedacht und gelesen hatte, bekam in einem Gespräche erst Leben und Bedeutung. Seine

Ansichten und Urtheile erhielten erst einen festen Körper, wenn er sie gegen Andere ausgesprochen und vertheidigt hatte, und es gehörte zu seinen Sonderbarkeiten, daß er einen stillen und langmüthigen Zuhörer, der ihm schweigend Recht gab, durchaus nicht leiden konnte.

„Ein Feuer allein brennt nicht lange," pflegte er zu sagen, wenn er zuletzt mürrisch über das ewige Ja wurde. „Wozu haben wir unsern Verstand, wenn wir niemals Aber sagen wollen? Dumm Zeug und kein Ende! Die Welt wäre auf denselben Füßen stehen geblieben wie vor tausend Jahren, wenn immer nur Einer geredet und die Andern „Ja" gesagt hätten. Durch's Aber sind wir vorwärts geschritten."

Gottfried Meier und seine zwei Brüder, Karl der Schuhmacher und Theodor der Tischler, liebten das Aber mehr als das Ja, und deshalb waren es seine Leute. Die drei jungen Männer, welche des alten Großvaters Schwesterkindeskinder, also seine Großneffen waren, hatten sich erst vor kurzem wieder in Osterleben eingefunden, nachdem sie drei volle Jahre auf der Wanderschaft zugebracht. Natürlich kehrten sie mit einem großen Vorrath von neuen Ansichten und frischen Urtheilen heim und zauderten gar nicht,

sie gegen den alten Großvater, wie sie ihren Großonkel zu nennen pflegten, in Anwendung zu bringen.

Der alte Mann lebte dabei ganz auf. Jetzt war er glücklich. Ihm war zu Muthe, als sei die Zeit der Ernte für ihn gekommen, nachdem er ein langes Leben hindurch gesät hatte, und als keime aus jeder seiner mühselig gesammelten Erfahrungen ein reicher Segen hervor, den er nun zu Nutz und Frommen der jetzigen Jugend verwenden müsse.

Es lag selbsterworbene Weisheit in seinen Worten, wenn er sie auch in seiner schlichten Weise und nach veralteter Manier zu Tage förderte, und die jungen Handwerker strichen oft beschämt die Segel ein vor der ruhigen Zurechtweisung dieses alten, einfachen Mannes, obwohl sie im Bewußtsein ihrer neuerworbenen Klugheit ziemlich großprahlerisch daher gefahren gekommen waren. Aber der Großvater Goltermann hatte auch einen gewaltigen Vortheil vor ihnen voraus, den sie in ihrem jugendlichen Eifer gänzlich übersahen. Während sie im Sturm ihres Gefühles Behauptungen aufstellten und Meinungen aussprachen und Urtheile bildeten, saß der Alte ganz mäuschenstill auf seinem Großvaterstuhle, hatte die Elbogen auf die gepolsterten Lehnen gestützt und ließ sein Kinn

in den gefalteten Händen ruhen. Er hörte ruhig alles an, sah ruhig zu, wenn das junge Blut sich ereiferte und dabei in dem Stübchen auf und ab lief, und ließ sie ganz aussprechen. Während der Zeit gewann er Muße alles gehörig zu begreifen und zu überlegen, und wenn dann einer seiner Großneffen dachte, in dem Großvater einen ganz überzeugten Zuhörer gewonnen zu haben, dann fing er an, seine so sehr beliebten Aber auszukramen.

Es war ein schlauer Alter, dieser Großvater Goltermann; dadurch, daß er die Meinungen so lange unangetastet ließ, bis der Sprecher sie ganz und unveränderlich entwickelt hatte, gewann er den Vortheil, ihn immer mit eigenen Waffen zurücktreiben zu können, wenn es ihm nachher bei größerer Besonnenheit einfallen sollte, eine andere Ansicht aufzustellen, und in seiner beliebten Manier in Bildern, Bibelsprüchen oder Sprichwörtern zu reden rief der Alte dann zuletzt immer lachend:

„Gieb Dich nur — der Fuchs hat mal wieder seine eigenen Schlupflöcher verschüttet!"

Das war ihm denn ein Triumph, daß er als Sieger auf dem Schlachtfelde des Streites blieb und seine Meinungen als erprobt und unumstößlich aufstellen konnte.

Bei alledem war er jedoch ein großer Freund des Fortschrittes und liebte alle Neuerungen. Nur wollte er sie immer von dem Gesichtspunkte aus betrachtet wissen, von wo aus er die Zweckmäßigkeit erkannt hatte. Daß es sich am Ende gleich blieb, warum es gut und heilsam sei, wenn es nur so zu betrachten wäre, das wollte er niemals gelten lassen.

Sein Liebling unter den drei Gebrüdern Meier war Gottfried, weil der ihm am ähnlichsten war und weil er deshalb die größte Vorsicht anwenden mußte, um „diesen Fuchs aus seinem Loche zu locken." Gottfried konnte selten zu einer sehr lebhaften Darstellung seines Urtheils gebracht werden. Er gab es mit kargen und bestimmten Worten und begegnete den Abers des Großvaters oft nur mit einem leichten Lächeln. Dadurch fühlte sich der streitsüchtige Alte mehr angeregt als durch tausend unüberlegte Worte und es beschäftigte ihn stundenlang, darüber nachzusinnen, was gegen diesen hartköpfigen Menschen und seine feststehenden Meinungen zu unternehmen sein könne. Gottfried hatte jedoch noch eine Eigenschaft, die ihn sehr fesselte. Gottfried erzählte sehr gut. Sein lebhafter Geist nahm leicht die Eindrücke des Gesehenen und Erlebten in sich auf und seine eigenthümliche Verschlossenheit machte,

daß sie nun unverrückt in ihm stehen blieben. Wenn er jedoch das Thor seiner Erinnerungen öffnete, so strömte eine solche Quelle von Wahrheit und Interesse daraus hervor, daß der Großvater sich still in sich zurückzog und mit der Begierde eines Kindes auf seine Mittheilungen lauschte.

Eine solche Erzählung hatte die flüchtige Kathe mit ihrem kurzen Gespräche am Fenster unterbrochen und dadurch den Großvater in eine ziemlich üble Laune versetzt.

„Was hast Du denn mit der Bremse, der wilden Kathe, vorgehabt, daß sie so schnippisch thut?“ fragte er mürrisch, als er sah, daß Gottfried nach seiner Mütze griff. „Was sprach sie da — unser Herrgott selber strafen —? Was soll er denn strafen? Es wäre ihr schon gut, wenn solche kleine Zuchtruthe vom Himmel auf sie herabfiele! Es ist ein Wettermädel!“

„Thu ihr nicht Unrecht, Großvater,“ sagte Gottfried mit sanftem Tone. „Sie ist von Herzen seelengut — nur —“

„Ja, ja!“ sagte der Alte etwas heiterer ihn unterbrechend, „nur ihr Maul sündigt. Was ist denn gestern zwischen Euch passirt?“

Gottfried merkte recht gut, daß der Großvater ihn durch diese Frage nur festhalten wolle. Er legte mit einem unterdrückten Seufzer die Mütze wieder hin, indem er sich vornahm, dem jungen Mädchen wenigstens den einsamen Rückweg zu ersparen. Es war ihm im Grunde nicht unangenehm, ein Thema, wobei seine ganze Seele interessirt war, fortzuführen, um zu versuchen, ob sich das Gespräch nicht zu einem Punkte hinleiten lassen könne, wohin er seine Gedanken jetzt täglich richtete.

„Du kennst ja unser Käthchen," sprach er lächelnd und setzte sich wieder nieder am Fenster. „Sie spottete gestern über Theodor's pietistische Schwärmerei und fand an Karl einen eifrigen Gehülfen. So lange diese Beiden sich nur auf persönliche Glaubensansichten beschränkten, ließ ich mir ihren Uebermuth gefallen, als aber Kathe plötzlich in einen Ton von Freigeisterei verfiel, der das Heiligste nicht schont, da sagte ich ihr einige ernste Worte, welche sie sehr zu verdrießen schienen."

„Das Mädchen ist ein rechter Beweis, daß der Schleier der Heiligkeit über den Gegenständen des Glaubens nicht gelüftet werden kann, ohne unsere Religion dem Spotte Preis zu geben," entgegnete der

Großvater sehr ernsthaft. „Ich habe schon mehrere Auftritte mit ihr deswegen gehabt."

„Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß die Einwirkung der jetzigen Religionsaufklärungen sich bis auf unsere Frauen erstrecken würden."

„Nun? Und warum denn nicht?"

„Weil es schon schlimm genug ist, daß der ruhige Handwerker und der stillsinnige Bauer dadurch aufgestört wird. Wenn aber unsere Frauen sich erst mit ihrem Witze an unsern Glaubenssachen versuchen, dann bricht ganz gewiß ein böses Zeitalter für unser häusliches Glück an."

„So? Du lobst Dir wohl die Zeit, wo die Frauenzimmer hinter ihrem Spinnrocken saßen und aus dem Hausschatzkästlein sangen?"

Gottfried war viel zu klug, um nicht zu merken, daß ihn der Großvater Goltermann auf's Glatteis führen wolle; er kannte zu genau dessen eigene Ansichten über die zur Zeit herrschenden Religionsschwankungen, als daß er nicht wissen sollte, wohin er ihn jetzt haben wollte, allein sein Geist war nicht so unbewegt wie sonst und seine Seele nicht so ruhig wie immer, deshalb ließ er sich verführen, unbedingt und hastig zu antworten:

„Ja! diese Zeit brachte wenigstens die Schüchternheit und Demuth der Frauen und die Geschäftsbetriebsamkeit unserer Gewerke nicht in Gefahr.“

„So! So! Dies alles ist jetzt in Gefahr?“

„Ja! Oder meinst Du, daß der Handwerksmann Zeit genug übrig behalte, um sich stundenlang, gleich einem gelehrten Pfarrer, hinzusetzen und über Religionsstreitigkeiten zu philosophiren? Oder denkst Du, es wirke nicht ein auf einen Mann unserer Stände, wenn er benutzt wird die Menge der erforderlichen Unterschriften zu ergänzen? Glaubst Du nicht, daß sich Mancher bethören läßt von dieser ungeahnten Ehre? Daß er sich mit einem Male zu denen zählt, die die Sache verstehen, am rechten Ende anfassen und durch ihre Einwirkung glauben fördern zu können?‘

„Das wäre! Du lobst Dir also die Zeit des blinden Glaubens? Du preisest also die Zeit, wo das Volk in blödsinnigem Irrthume alles für ausgemachte Wahrheit annahm, was uns die pfiffigen Geistlichen für wirklich geschehen auslegten?“

„Ja, Großvater, und nochmals: Ja! Ja! Denn der jetzige Zwiespalt wird schlimmen Nachwuchs tragen. Der Landmann, der Handwerker und der Arbeitsmann bis zum Bettelmann hinab ist jetzt plötzlich mit in die

Reihen derjenigen versetzt, denen ein Urtheil über heilige Glaubensansichten freisteht — das wird nimmermehr gut thun —"

„Du denkst also," unterbrach ihn der Alte etwas lebhafter, „daß wir Leute des niedern Standes bis jetzt gar nicht über dergleichen unnatürliche, an's Wunderbare grenzende Sachen nachgedacht haben?"

„Gedacht! — Großvater, darin liegt ja eben das Schlimme, daß wir nicht mehr denken, sondern sprechen! Gedacht haben wir Alle längst, aber so lange es eine Entheiligung war, solche Gedanken laut werden zu lassen, so lange der gemeine Mann als ein Religionsspötter angeschrien zu werden fürchten mußte, so lange thaten solche Gedanken nur dem einzelnen Mann Schaden. Aber jetzt ist es ja in der Ordnung, daß man mit freiem Verstande und heller Vernunft die naturgemäße Wirklichkeit unserer Religionsgeschichte bekrittelt — sollte dabei nicht mancher freie Gedanke als eine Frechheit auftreten? Sollte dabei nicht der fesselfreie Spott des gemeinen Mannes sich weiter versteigen? Jeder tischt jetzt sein Glaubensbekenntniß mit einer Freiheit auf, die erstaunenswerth ist, und niemand glaubt mehr an eine strafende Gerechtigkeit Gottes, wenn er auch sträflich gegen die

Lehren und Wunder Christi herzieht und sie mit Füßen tritt."

„Sieh! Sieh! Da muß ich am Ende aller Enden noch einen Vertheidiger der Dunkelmänner in Dir kennen lernen?"

„Nein. Meine Glaubensansicht und mein Glaubensbekenntniß hat mit dieser Meinung gar nichts zu schaffen. Ich halte nur dafür, daß die Mittel und Wege, welche von beiden Theilen angewendet werden, wenig Vortheilhaftes für die Menge, aber desto mehr Unruhstiftendes an sich haben. Auch wollen mir die Verbreitungen der Aufklärung durch die kleinen Flugschriften, worin sich die Pastoren sowohl als andere sonst gescheidte Leute bloß stellen, gar nicht gefallen."

„Aber wodurch könnte man denn neue Lehren wohl eiliger und umfassender verbreiten als gerade durch diese kleinen Bücher, die billig zu kaufen und leicht zu verstehen sind?"

„O, Wahrheiten und noch dazu Wahrheiten von dieser Wichtigkeit finden immer ihre Wege."

„Ja, das gebe ich zu, aber sie gehen langsam."

„Je langsamer sie gehen, desto mehr läutern sie sich von dem, was für das Volk nichts taugt. Jetzt werden sie erst manches Böse stiften, bevor eine neue

und feste Form für die allgemeine Kirche begründet wird."

„Dumm Zeug und kein Ende!" rief nun der Alte. „Jetzt habe ich Dein Eifern satt. Was können die dafür, die es gut gemeint haben, daß schlechte Herzen ihre guten Worte und hohen Wahrheiten zu schlimmen Zwecken benutzen? — Luther mußte erleben, daß seine Lehren schauderhafte Gewaltthätigkeiten zu Tage förderten, aber seine guten Samenkörner brachten doch eine gute Ernte! Wie können große Männer und große Wirkungen gegen kleine Seelen und kleine Hindernisse gestellt werden? Du hast offenbar Unrecht, wenn Du das Licht tadeln willst, weil es schlechten Menschen zu einigen schlechten Redensarten Anlaß giebt! — — — Die Religion gehört in's Volk, also muß sie auch mit ihren Veränderungen und Aufklärungen in's Volk, und wenn mancher freche Kerl sich mit seinem Aberwitz daran versucht und mancher Bürger einige Zeit darüber die Arbeit versäumt, so verliert das Bestreben der aufgeklärten Männer: unsere Religion zu verbessern, auch noch nicht ein Schnitzelchen vom Lobenswerthen."

Gottfried schwieg, obwohl er wußte, daß er dadurch dem Alten den Triumph bereitete, das Feld be-

hauptet zu haben, allein er schwieg hauptsächlich deswegen, weil er dem Gespräche eine andere Richtung zu geben wünschte.

Der Großvater, zufriedengestellt durch dies Schweigen, begann nach einer kleinen Pause:

„Uebrigens gebe ich Dir darin Recht, daß das Einsammeln von Unterschriften, welches bei Religionsangelegenheiten jetzt so sehr Mode wird, ganz unpassend und von schlechter Wirkung ist. Entweder unterschreibt so ein schlichter Bürger ohne alles Nachdenken eine Schrift, die er kaum kennt und kaum versteht, oder er fühlt sich geschmeichelt von der Aufforderung und mengt nun sein bischen gesunden Menschenverstand mit dem, was er unterschrieben hat, zu einem Wischiwaschi zusammen, das er in der Kneipe als seine Weisheit leuchten läßt. Dabei kommt es auch noch häufig vor, daß ganz ruhige und einfache Leute urplötzlich sich wichtig fühlen und glauben, ohne ihre Stimme wäre das Werk nicht vollendet. Die Leute bedenken aber gar nicht, daß solche Protestationen, und hätten sie tausend Unterschriften, dadurch ganz unnütz werden, daß die Regierungen und Consistorien gar kein besonderes Gewicht darauf legen, weil ihnen die bloßen Namen keine Bürgschaft für die Charaktere

geben. Was hilft es denn, wenn da unter vielen hundert Namen etliche vorhanden sind, deren Werth allgemein anerkannt ist? Ob nicht die andern Männer querköpfig sind, oder ob sie nicht leichtfertig jeder Neuerung beitreten, oder ob sie nicht Gelegenheit suchen ihren eigenen Interessen durch diese Unterschrift zu dienen, oder ob sie nicht zu den ewig unruhigen Köpfen gehören, die alles besser wissen und alles besser machen wollen, das weiß niemand."

Großvater Goltermann fühlte sich so sehr an seinem Platze, daß er noch eine ziemliche Weile fortfuhr seine Meinungen zu entwickeln, ohne daß es ihm sonderlich auffiel, wie schweigsam sein Zuhörer sei. Als er endlich bei einer Wendung wieder auf den Anfang ihres Gespräches zurückkam und der Frauen mit ihrem Hange zu blindem Glauben Erwähnung that, da fiel ihm Gottfried in die Rede und sagte:

„Um so sonderbarer erscheint es, daß Kathe so sehr zu freigeisterischen Ansichten geneigt ist."

„Ja, lieber Gottfried, mit der Kathe ist's so — so! Sie thut manches aus Widerspruch, vielleicht verwirft sie in diesem Widerspruchsgeiste auch manches, was sie eigentlich glaubt, und spottet über manches, was sie im innersten Gemüthe für heilig hält. Sie

ist in der letzten Zeit gar zu übermüthig geworden und läßt sich noch weniger zügeln als früher. Mein Sohn gedenkt sie deshalb auch zu verheirathen und hat ihr einen ernsthaften und gesetzten Mann auserlesen."

„Ja," entgegnete Gottfried mit angenommener Gleichgültigkeit, „ich hörte davon."

„Mein Sohn ist ein braver, aber fast zu ruheliebender Mensch. Die Kleine macht ihm zu viel Querelen, das stört ihn. Er nimmt das Leben, wie es ist, und fühlt sich ganz zufrieden, wenn er nur Ruhe hat. Er gehört zu jenen Menschen, die essen und trinken, wenn sie hungrig und durstig sind, die leben um zu arbeiten, die in die Kirche gehen ohne eigentlich zu wissen warum. Mit der Hanna ist es ihm geglückt — sie macht eine gute Partie — nun hat er sein Augenmerk darauf gerichtet, seine Katharine auch gut anzubringen. Der junge Ladderbom übernimmt im nächsten April die Wirthschaft seines Vaters; darauf geht es nun hinaus, dem jungen Mann eine junge Ehefrau zu schaffen."

„Aber Kathe müßte hierbei doch auch ein Wort zu sprechen haben," warf Gottfried beiläufig hin.

„I, warum nicht gar!" rief der Alte sehr bestimmt.

„Wir Oekonomen halten unter uns das so, daß wir wählen und die Töchter gehorchen. Einen Oekonomen muß sie nehmen, das weiß sie. Also —“

„Sollte der alte Groll wirklich so stark sein, daß Du und Kathens Vater ihn nicht bezwingen könntet, wenn ein braver Handwerker Kathens Zuneigung gewönne?“

„Mein lieber Gottfried, das wird nicht geschehen. Uebrigens ist dies ein wohlbegründetes Herkommen und kein alter Groll —“

„O, mein Großvater bekam doch mit vieler Zuvorkommenheit das Jawort Deiner Schwester, als er, ein ehrbarer Lohgerber, gleich mir, um sie warb.“

„Nun um so besser, wenn ich es als einen Fortschritt betrachten kann. Die Töchter der Oekonomen kennen die Wirthschaft des Landmannes am besten, darum müssen sie da bleiben, wo sie sich am nützlichsten machen können.“

„Manches Handwerk gewinnt, wenn eine Frau, welche Oekonomie gelernt hat, an der Spitze des Hauswesens steht,“ entgegnete Gottfried mit etwas schüchternem Tone.

„Hm! Hm! Und welches wäre das?“

„Zum Beispiel — mein Handwerk.“

„Ach — da wolltest Du hinaus! Mein lieber Gottfried, als Handwerker kriegst Du die Kathe nicht. Sie nimmt Dich auch als Lohgerber nicht. Noch ehegestern sagte sie: lieber möchte sie sterben, als in ein Lohgerberhaus ziehen, das wäre für sie eine wahre Mordgrube, denn eine Gerberei käme dicht hinter der Schinderei.“

Gottfried verfärbte sich, aber er bezwang sich so weit mit lachendem Tone zu sagen: „Nun, da hat sie Recht. Ich verdenk' es ihr nicht.“

Dann stand er auf, nahm seine Mütze und ging nach dem freundlichsten Abschiede fort.

Als er zur Thür hinaustrat, sah er, daß die Sonne im Sinken war, und obgleich die letzten Worte des Großvaters nicht geeignet waren ein Zusammentreffen mit Kathen wünschenswerth zu machen, so zog ihn doch unwillkürlich die Besorgniß um das junge Mädchen dem Walde zu.

Aber er wählte nicht denselben Weg, den Kathe genommen hatte, sondern er ging seinem Hause zu, das ungefähr zwei- bis dreihundert Schritt weiter hinauf nach der Stadt in derselben Reihe lag, wo Goltermann's Gehöft sich befand.

Das Meier'sche Haus bildete die Ecke zu den

Straßen, die nur von Oekonomen bewohnt wurden. Dadurch gehörte es so zu sagen mit zu diesen und keiner der jungen Handwerker ging so viel mit den stolzen, hoffärthigen Oekonomen um, als die drei Brüder Meier, die durch Verwandtschaft noch halb und halb zu ihnen gezählt wurden.

Dicht hinter dem Garten der Meier'schen Besitzung schloß sich eine junge Baumanlage an, welche noch zu dem Walde gehörte, und es war den Besitzern der daran grenzenden Gärten unverwehrt, die Anpflanzung mit Vorsicht zu betreten. Von hier aus war der Weg bis zum Mühlengange nur halb so weit, weil man den bogenförmigen Umweg durch die Felder vermied. Deshalb schritt Gottfried eilig durch sein Haus und wendete sich, durch die frischen, niedrigen Bäumchen und Sträucher wandernd, sogleich dem Mühlengange zu.

Kaum hatte er sich demselben so weit genähert, daß er den Eingang sehen konnte, so erblickte er zu seinem Erstaunen das junge Mädchen in Begleitung eines Mühlenburschen und eines fremden jungen Herrn am Rande des Waldes. Er verbarg sich hinter einem Busch und beobachtete mit heftig klopfendem Herzen, wie sich Kathe gegen ihre Begleiter benahm.

Es war ein schlankgewachsener junger Mann von elegantem, fast vornehmen Wesen, der es sich angelegen sein ließ, das schöne Kind zu unterhalten. Er war blond und, so viel Gottfried in der Entfernung beurtheilen konnte, ein hübscher freundlicher Mann von ungefähr acht und zwanzig Jahren. Sein blondes, sehr helles Haar, so wie sein zart roth und weiß gefärbtes Gesicht ließ ihn jedoch eher jünger als älter erscheinen. Seine Haltung war schlaff, wie schnell emporgeschossene Leute sie noch bis zum Mannesalter behalten, und seine ganze Erscheinung verrieth ihn als einen von jenen Menschen, die lieber um Hülfe schreien, als daß sie zur Gegenwehr schreiten sollten. Es lag sehr viel Weibisches und Weichliches in allen seinen Bewegungen.

Kathe hatte Gottfried sehr wohl gesehen. Sie verdoppelte geflissentlich die artigen Danksagungen, womit sie sich von dem Fremden verabschiedete, und empfing Gottfried, als er hinter dem Busche hervortrat, mit ziemlich mürrischem Wesen. Er fragte sie mit sichtbarer Unruhe, wer der Fremde gewesen sei.

Kathe warf einen Blick voll Trotz auf ihren Vetter Gottfried und antwortete kurz:

„Nun, wer soll es anders gewesen sein als ein

guter Herr, den es gedauert hat, daß ein junges Mädchen so allein gehen muß. Alle Leute sind nicht so hartherzig —"

„Käthchen, Du thust mir Unrecht. Der Großvater hielt mich fest."

„Ach der Großvater" — sagte sie schnippisch und pflückte sich seitwärts Blumen. Sie that dies mit Fleiß, um Gottfried, mit dem sie Mitleid hatte, Gelegenheit zu geben den Mühlenburschen ausfragen zu können. Sie wollte den Scherz nicht weiter treiben, weil sie ihm ansah, daß er in einer Gemüthsbewegung war, in der man keinen Scherz verträgt.

Der Bursche zauderte auch gar nicht, den Fragen Gottfried's entgegen zu kommen und ihm zu vertrauen: es sei der Inspector vom Schlosse gewesen, der Herr Gerstenberg heiße.

Nach dem Schlusse dieser Mittheilung, von der sie sich versprach, daß sie die zufällige Begegnung zugleich mit verrathen würde, wendete sie sich wieder zu Gottfried und redete ihn mit einem freundlichern Tone an. Hätte sie ahnen können, daß trotzdem eine fürchterliche Eifersucht sich in dem Herzen des jungen Menschen einnistete, so würde sie mit Hintansetzung alles Grolles alles gethan haben, um ihm gründlich zu be-

weisen, daß er nichts von diesem süßlichen, höflichen Complimentenschneider zu befürchten habe, denn Katharine hatte den schönen, großen, stattlich und kräftig gebauten Gottfried lieber als ihr eigen Leben.

Gottfried blieb bei allen ihren Gunstbezeigungen heute Abend still und wortkarg, denn in seinem Gedächtnisse lagen die Worte des Großvaters: Kathe nimmt Dich als Lohgerber doch nicht!

Am Gartenpförtchen nahm er Abschied. Er sah den traurigen Blick des jungen Mädchens nicht, womit sie ihm nachschaute, denn er sah sich nicht ein einziges Mal um.

Während Kathe ihre Kuchennäpfe in der Küche ablieferte und von der Mutter Marthe ein gebührendes Lob und von der stillglücklichen Hanna einen schwesterlichen Kuß dafür einerntete, ging Gottfried nach Hause und trat sogleich links in ein großes helles Zimmer, wo für jetzt sein Bruder Karl seine Schuhmacherwerkstatt aufgeschlagen hatte. Er fand denselben noch arbeitend und empfing für seinen guten Abendwunsch nur das freundlichste, aber eiligste Kopfnicken.

Gottfried legte seine Mütze auf den Tisch, der unweit der Arbeitsgeräthe seines Bruders stand. Erst

dann bemerkte er in dem andern Fenster seinen Bruder Theodor, der in der Stellung eines Tiefbeschäftigten da saß, aber die Hände müßig vor sich gefaltet hielt.

Gottfried mochte seine Träumereien nicht stören, deshalb redete er ihn gar nicht an, sondern schritt, auch gedankenschwer, im Hintergrunde der Stube auf und ab.

Bisweilen hielt er seinen Schritt an und blickte auf seine beiden Brüder, als erwarte er nur einen auffordernden Blick, um sein Herz aufzuschließen.

Die drei Brüder bildeten eine sonderbare Zusammenstellung von ganz verschiedenartiger männlicher Schönheit. Gottfried, der älteste, war groß und schlank, aber muskulös und mit einem Ansatze von fleischiger Fülle, der große Männer sehr gut kleidet. Seine Gesichtsbildung war durchaus edel. Seine Augen, groß und schön, blitzten oft hellauf und dadurch allein verrieth sich die Anlage zu einer heftigen Gemüthsart. Sonst hatte er sich so sehr in seiner Gewalt, daß man von seiner furchtbaren Reizbarkeit, von seiner Anlage zum Jähzorne und seiner Hinneigung zu leidenschaftlichen Aufregungen gar wenig wußte. Sein Gemüth war weich aber fest und neigte

sich zur Verschlossenheit. Er hatte mit Eifer jede Gelegenheit benutzt um sich fortzubilden, deshalb fand man bei näherer Bekanntschaft auch eine solche Masse von soliden Kenntnissen, wie selten bei einem jungen Manne seines Standes. Er wußte immer, was er that und was er thun mußte, und nur die jetzt im verstärkten Grade wieder erwachte Liebe zu dem schönen, kecken und trotzigen Käthchen vermochte seinen ruhigen Gleichmuth etwas zu erschüttern.

Der Schuster war der zweite der Brüder. Das war ein hübscher, blühender Mensch von untersetzter Natur, mit den schelmischen Augen der Fröhlichkeit und mit dem gutmüthigen Lächeln der Treuherzigkeit. Karl war mit Leib und Seele Schuhmacher und es konnte in der ganzen Welt keinen hübschern und fidelern Schuhmacher geben, als Karl Meier. Er saß jetzt auf seinem Schusterschemel mit einer Wichtigkeit, als gälte es wer weiß was, und arbeitete mit sichtlichem Vergnügen an einem Paar Frauenschuhe, welche er von Zeit zu Zeit gegen das hellere Licht erhob, um sie mit Schmunzeln zu bewundern.

Sein gesundes, vom Eifer der Arbeit noch mehr geröthetes Gesicht bekam dann einen solchen Ausdruck von Zufriedenheit, daß man bemerken mußte, die Arbeit

sei ihm gelungen. Mitunter stahl sich ein leiser pfeifender Ton zwischen seinen Lippen hervor, der den Jubel seiner Seele auszudrücken schien, aber so oft er auch irgend eine Melodie der Freude mit diesem Tone ansetzte, so schwieg er doch immer wieder, als wolle er damit sagen, es sei noch nicht Zeit hierzu! Es war eine Freude diesen hübschen, kerngesunden Menschen zu betrachten, wie er sich bisweilen fix mit der Hand durch das braune, etwas emporgekräuselte Haar, das sich wie ein Glorienschein um sein volles Gesicht rundete, fuhr und dann seine schelmischen Augen auf einen kurzen Moment nach seinem Bruder Theodor, der so viel zu denken schien, emporrichtete. Der helle Verstand, der dann wie ein Strahl über seine Stirn wegblitzte, und der gutmüthige Spott, welcher seine Lippen zusammenzog, verschwand jedoch sogleich wieder in dem Anscheine von sorgloser Dummheit, die der schelmische Schuster gar zu gern annahm, um seinen Spaß zu haben.

Jetzt sprang Karl mit beiden Beinen zugleich vom Dreibein auf, hielt seine Schuhe hoch über den Kopf empor und schrie:

„Victoria! Die Brautschuhe sind fertig. Nun kann's losgehn bei Goltermann's. Mamsell Hanna

kann sich glücklich schätzen, solche delicate Brautschuhe zu bekommen. Sieh, Bruder Gottfried, ist das nicht ein Meisterstück von Feinheit und Sauberkeit? Und halten werden sie! — Da kann Hanna drei Tage auf ihrer Hochzeit und noch drei auf meiner — wenn wir erst so weit sind," setzte er seufzend hinzu — „tanzen, ohne daß die Sohlen weichen und wanken."

Gottfried nahm lächelnd die hübschen Schuhe und betrachtete sie einige Minuten wie mit Kennerblicken. Dann gab er sie dem glücklichen Schuster zurück und sagte: „Wirklich recht hübsch!"

Seine Blicke fielen dabei auf seinen Bruder Theodor, welcher noch immer, den Kopf auf beide Hände gestützt, vor sich hinstarrte.

„Was treibt denn eigentlich Theodor?" fragte er.

„O, der" — antwortete Karl mit spöttischer Ehrfurcht und zog die Schultern bis an die Ohren hinauf, „der dichtet!"

„Was denn?" fragte Gottfried lachend.

„Was? Du fragst was er dichtet?" rief Karl und machte einen Hoppas bis zum Fenster, wo Theodor saß — „er dichtet Freiheitslieder! — Er strömt die Bedrückung seiner Seele auf das elende Papier" — setzte der lustige Schuster mit dem Tone eines schlech-

ten Schauspielers hinzu, indem er seine ziemlich schmuzigen Hände über der Brust kreuzte und die Schelmaugen auf das fürchterlichste gen Himmel kehrte.

Theodor hob seinen Kopf auf und richtete seine blauen Augen mit der sanften Ergebung eines Märtyrers auf seine Brüder.

Auch er war in seiner Art ein hübscher Jüngling, nur von einem verschiedenen Schlage, wie seine Brüder, daß man ihn nimmermehr als dazu gehörig erkannt haben würde. Langes, weiches, blondes Haar umhing in zierlicher Ordnung seinen Nacken und legte sich schief gescheitelt über seine freie und helle Stirn. Seine Gesichtsfarbe war blaß, doch nicht gerade ungesund, und seine Augen hatten einen schwärmerischen Ausdruck. Er war so groß wie Karl, aber viel zierlicher und viel magerer; dabei trug er sich nach dem neuesten Schnitte und hielt darauf, daß er zu seinem dunkelblauen Halstuch stets einen Ueberfallkragen vom reinsten Weiß hatte.

„Karl," sagte er, nachdem er ihn eine Weile so sanft und milde wie ein Mädchen angeschaut hatte, „Karl, Du verstehst mich nicht!"

„Ja," entgegnete Karl mit seiner wieder ange-

nommenen treuherzigen Dummheit, „ja, das ist wahr, ich verstehe Dich nicht und ich hoffe auch, daß kein anderer vernüftiger Christenmensch den Unsinn verstehen wird, den Du heute Nachmittag vor mir ausgekramt hast, während ich meine himmlischschöngerathenen Brautschuhe fabrizirte.“

„Was hätte ich denn für unverständlichen Unsinn gesprochen? Daß die Seele das Bedürfniß fühlt sich empor zu schwingen, wenn der Erde Last zu drückend wird, das ist doch wahrlich zu begreifen.“

„Na! Na!“ rief Karl mit possirlichen Grimassen, „das ist nicht zu begreifen. Meine Seele hat gar kein Bedürfniß, die ist zufrieden, daß sie auf der Erde lebt, und wartet es ganz geduldig ab, bis sie mal unter der Erde Last ruht, dann ist sie aber still auf ewig.“

Theodor schüttelte langsam seinen blond und langhaarigen Kopf und fuhr, ohne auf dieses Geschwätz zu antworten, fort:

„Daß der Geist die Fesseln verabscheut, die ihn binden, daß er nach Freiheit lechzt —“

„Himmlische Madonna,“ schrie Karl — „mein Geist lechzt nie, nur meine Zunge lechzt bisweilen

nach Geist oder nach Spiritus, wie ich es in meiner Dummheit nenne.“

„Du dauerst mich! Nach Freiheit strebt jeder edle Mann!“

Karl drehte sich auf den Hacken um und hielt sich seine Hände vor den Mund, um das Lachen zu verbeißen.

Gottfried legte seine Hand auf Theodor's Schulter und fragte sehr ruhig:

„Was verstehst Du denn unter dieser jetzt so sehr gebräuchlichen Redensart, mein lieber Bruder? Was heißt denn das: nach Freiheit strebt der edle Mann? Was ist denn Freiheit?“

Theodor ließ seinen Arm, den er in seiner begeisterten Rede emporgehoben hatte, langsam sinken und sah seinen Bruder verblüfft an. Nun hielt sich Karl nicht länger. Er platzte in einem ziemlich ungenirten Gelächter heraus und wiederholte, weil Theodor noch immer beharrlich schwieg:

„Ja, was ist denn Freiheit? Was soll denn unser Einer mit der Freiheit im Munde? Die läßt den Hunger in den Magen, mein Schatz! Das sind Schnickschnackereien von Leuten, die nicht wissen was es heißt, ein ordentlicher und respectabler Arbeiter zu

sein. Unsere Losung heißt Arbeit und noch dazu ordentliche Arbeit, damit man Ehre davon hat!" — Er schwenkte bei diesen Worten mit Wohlgefallen seine fertig gewordenen Frauenschuhe hin und her. — Mein Wahlspruch heißt: nach Arbeit strebt der fleiß'ge Mann, während Du: nach Freiheit strebt der edle Mann, declamirst."

„Du verstehst es nicht, Dich aus dem Schlamme des gemeinen Handwerkerthums herauszuwinden," unterbrach ihn Theodor in mitleidigem Tone.

„Was?" rief Karl wieder mit der Schalksmaske der Dummheit und rückte ihm mit seinen Ohren näher, als hätte er ihn nicht verstanden.

Theodor ließ sich nicht stören.

„Du begreifst es nicht, welch ein erhabenes Gefühl es ist, für das Wohl ganzer Nationen zu denken und zu arbeiten —"

„Wa — Was?" schrie Karl und sperrte seinen Mund vor Erstaunen auf.

„Aber, wenn Du, wie ich, die Staaten Deutschlands durchwandert und an der Spitze von Gewerbsvereinen und Volksliedertafeln und Bürgersingeacademien gestanden hättest —"

„Ja," unterbrach ihn Karl, treuherzig seine Hand

schüttelnd, „ja dann hätte ich ganz gewiß einen leeren Beutel, wie mancher Andere, mitgebracht und könnte mein hübsches Liesel zu Ostern sicherlich nicht heirathen.“

Theodor wurde über diese Abfertigung nicht empfindlich, sondern legte die Arme mit einer einstudirten Geberde ruhig über einander. Gottfried lächelte ein bischen darüber, schien aber mit seinen Gedanken nicht recht zu Hause zu sein, obwohl er augenscheinlich den Einfällen Karl's seinen Beifall gab.

Als Theodor mit einer gewissen Nichtachtung sich abwendete und die Guitarre, welche auf dem Stuhle am Fenster lag, ergreifen zu wollen schien, da trat Karl plötzlich ernsthaft an ihn heran und sagte in einem sehr bestimmten Tone:

„So lange habe ich Dir nun zugehört, mein Schatz, jetzt höre Du nun mal, was ich Dir zu sagen habe. Aber merke wohl, dies ist das erste und das letzte Wort, das ich über diesen Gegenstand rede, denn ich habe nicht Lust um solche Alfanzereien unser gutes brüderliches Verhältniß zu stören. Was sind wir denn eigentlich allzusammen? Ha! Handwerker, nichts als Handwerker sind wir und alle gleich an Rang und Stand. Ihr Tischler macht Euch überhaupt schon gern breit und spielt die Feinen. Ihr möchtet Euch zu

gern zu den Künstlern zählen, wenn nur der leidige Leimtopf und die Hobelbank nicht im Wege ständen. Aber Ihr mögt machen was Ihr wollt, Ihr seid Handwerker und bleibt Handwerker, und wenn Ihr Euer Handwerk nicht ordentlich versieht und versteht, so seid Ihr noch dazu schofele Handwerker.

Ich setze eine Ehre darein ein tüchtiger Handwerker zu sein und das Wohl des mir anvertrauten Fußes, aber nicht das Wohl der Nation zu besorgen. Von einem gut versorgten Fuße hängt oft die Gesundheit des ganzen Körpers ab und eben so steht das Wohl des Staates oft mit den guten, festen und wohlbesorgten Gesinnungen des Handwerkstandes, der als der Fuß eines Staates zu betrachten ist, im Verhältniß. Wer von uns Beiden einstmals den größten Vortheil und das größte Verdienst um das Völkerwohl haben wird, das wird sich ausweisen.

Du, mein lieber Schatz, möchtest mehr scheinen, als Du bist. Der Geist der Eitelkeit ist in Dich gefahren, seitdem Du auf Deiner Wanderschaft mit Menschen zusammengekommen bist, die ihre Worte für Thaten ausgeben wollen, und Du hast Dich von dem Beifall blenden lassen, der ihnen von Großprahlern und Schreihälsen gezollt wird. Glaub' mir, die

Nationen machen sich den Kukuk daraus, ob Du Dich um ihr Wohl bekümmerst, und in der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit kann man sich auch üben, ohne in einen Verein getreten zu sein, der Geld kostet. Mein Lied singe ich mir billiger auf meinem Schusterschemel, wenn ich nach dem Takte dazu nähen kann, als in einer Volksliedertafel, die Groschen kostet. Und meine jetzige schöne und wohlstylisirte Rede habe ich auch nicht im Bildungsvereine gelernt, die halte ich Dir aus dem Stegreife. Ich bilde mir ein, der König freut sich mehr darüber, wenn er tüchtige und fleißige Handwerker im Lande hat, als darüber, wenn edle Männer auf die Freiheit betteln gehen und unsinnige Vereine stiften, wo sie ihre Zeit todtschlagen und ihr Geld verthun. Das ist meine Meinung, Schatz, und nun ist's gut. Thu Du, was Du willst, und versuche Dein Heil in der Lebensart, welche Du für gut findest, deswegen bleiben wir doch gute Brüder. Und — wenn Du bei Deinem Streben nach Freiheit und bei Deinem Nachdenken über der Völker Wohl einstmals in Noth kommen solltest, so gebe ich Dir hiermit meine Hand darauf, daß ich Dir helfen will, so viel ich kann. Aber, das sage ich Dir, ich helfe nur ein Mal, versteh' mich wohl, ein einziges Mal, denn wenn Du

nicht durch Schaden klug wirst, so bist Du nicht zu curiren und ich schmeiße mein wohlverdientes Geld ganz gewiß nicht weg zum Wohle der Nationen. Das ist meine Meinung!"

Mit diesen Worten schwenkte er links um und marschirte mit seinen Schuhen in der Hand zur Thür hinaus.

Theodor hatte sich etwas verfärbt unter seiner Rede; die Empfindlichkeit, die er immer mit ziemlichem Erfolge zu bemeistern pflegte, hatte doch diesmal zu harte Stöße auszuhalten gehabt, als daß nicht eine Wallung seines Blutes die Gesichtsfarbe des großsinnigen Tischlers hätte röther färben müssen. Er bezwang indeß seinen aufsteigenden Zorn und sagte mit lächelnder Miene zu Gottfried, der tiefsinnig vor sich nieder sah:

„Was meinst Du denn zu Karl's Ansichten? Verwirfst Du auch die herrlichen Bestrebungen unserer Jetztzeit für das allgemeine Wohl zu sorgen?"

„Gott behüte mich, daß ich tadeln sollte, was segensreiche Früchte bringen wird, wenn die Zeit und die Verhältnisse erst hinlänglich zu wirken Gelegenheit gefunden haben. Aber, Theodor, damit spreche ich die Leute nicht frei von Tadel, welche weder durch ihre Geistesanlagen, noch durch ihre Stellung in der

Welt berufen sind an der Spitze so großartiger Ideen zu stehen. Und zu solchen Leuten gehörst Du. Womit willst Du Unternehmungen unterstützen, wenn sie einige Mittel erfordern? Durch schöne Redensarten? Das ist eine Waare, die jetzt wohlfeil ist. Dir bleibt von dem kleinen Capitale, das ich, wenn ich das Geschäft des Vaterhauses fortzuführen gesonnen sein sollte, Dir herauszuzahlen verpflichtet bin und das sich ungefähr auf zwei- bis dreitausend Thaler beläuft, wenig zu Weltunternehmungen und Vereinen übrig, wenn Du sonst bei Deinem Etablissement nicht ganz ärmlich dastehen willst. Eben so bleibt Dir auch wenig Zeit übrig zu dergleichen Staatsinteressen und Verstand und Bildung fehlt Dir auch, um eine wahrhaft schätzenswerthe Rolle dabei zu übernehmen. Du bist Tischler, ein sehr hübsches und reinliches Handwerk, das Dir mancherlei Gelegenheit giebt Dich auszuzeichnen."

„Tischler und sich auszeichnen?" rief Theodor in höchster Entrüstung, „diese Begriffe sind nicht zu vereinen. Nein — ich bin die längste Zeit Tischler gewesen und bin nur deshalb zurückgekehrt nach Osterleben, um Dich zu bitten, mir mein Geld, das ich vortheilhaft anlegen kann, auszuzahlen."

„Du willst Dein Handwerk nicht ausüben?“ fragte Gottfried.

„Nein, ich fühle mich zu größeren Werken berufen.“

„Das ist ein miserabler Grund!“ entgegnete Gottfried etwas hastig und etwas bitter. „Sieh — auch ich habe die Absicht, mich nicht in meinem erlernten Handwerke zu besetzen —“

„Du spaßest wohl,“ unterbrach ihn Theodor wirklich erstaunt.

„Leider nein“ — sprach der Lohgerber mit einem tiefen Seufzer, „aber mich leiten andere Gründe.“

„Du wurdest ja aber mit großer Vorliebe Lohgerber?“

„Das bin ich auch theilweise noch,“ entgegnete dumpf der junge Mann. „Kannst Du mich aber tadeln, wenn ich ein großes Lebensglück aufgeben müßte, um Lohgerber zu bleiben?“

Theodor lächelte auf eine sehr schlaue und feine Weise, die ungefähr den Gedanken ausdrückte: Aha! Hier lebt eine Leidenschaft, die du am Ende zu deinem Zwecke, einige hundert Thaler mehr zu erhalten, benutzen kannst. Laut sagte er nur ganz freundlich:

„Wie so, lieber Gottfried? Vertraue Dich mir.“

Gottfried sah ihn mißtrauisch an. „Zu vertrauen habe ich wenig," antwortete er rauh. „Ich habe ein Mädchen kennen gelernt, das ich lieb — gar sehr lieb habe. — Dies Mädchen heirathet jedoch keinen Lohgerber. — Das ist alles!"

„Was wolltest Du denn für eine Beschäftigung ergreifen?"

„Das ist's eben! Ein neues Handwerk lernen? Das geht nicht! Nun habe ich mir schon überlegt, ob es nicht thunlich sei, mein weniges Vermögen in Ackerland zu stecken, dazu etwas zuzupachten —"

„Aber doch nicht hier in Osterleben?" fragte Theodor ihn hastig unterbrechend. „Das würde Dir schlecht passen! Diese großen Oekonomen, die nur eigenen Acker bearbeiten, würden Dich sehr über die Achsel ansehen und Dich arg verhöhnen mit Deiner Unerfahrenheit. Hier kämest Du im Leben nicht auf." —

Der Schuster war, ungesehen von den beiden Sprechenden, wieder in die dunkel werdende Stube getreten und hatte den letzten Theil des Gespräches gehört und mit sehr sprechenden Geberden des Erstaunens begleitet. Als Theodor die letzten Worte sprach,

trat er leise hinter ihn, klopfte ihn freundlich auf die Schulter und sagte:

„Sieh, Schatz, das hätte ich Dir gar nicht zugetraut, daß Du so vernünftige Urtheile geben könntest. Daran sieht man, daß der liebe Herrgott Dich nicht so dumm geschaffen hat, daß Du nicht einsehn könntest, was rechts und links ist. Aber, in aller Welt, Bruder Gottfried, Du Altverstand, was hat Dich denn für eine Tarantel gestochen? Soll ich denn bei Dir anfangen Moral zu lesen, nachdem ich kaum bei Theodor aufgehört habe? Potz Blitz! Nun beichte mal!“

„Was soll ich beichten, guter Karl! Mir ist schlimm zu Sinne — mir könnten nur ein paar tausend Thaler helfen und die hast Du nicht zu verschenken. Also laß mich schweigen, bis ich einig mit mir bin. Ich fühle mich Mannes genug, das Mißgeschick, das mich niederdrückt, allein durchzukämpfen.“

Er verließ die Stube. Karl sah ihm mit trübseligem Gesichte nach, kratzte sich mit halb komischem, halb traurigem Wesen hinter den Ohren und murmelte mit einem Seitenblick auf Theodor:

„Armer Gottfried — Du könntest mich denn doch dauern —!“

Theodor nahm gleichgültig seine Guitarre vom Stuhle auf, zog einige Saiten straffer, probirte durch einige Accorde die Stimmung des Instrumentes und begann mit heller Stimme ein Lied zu singen.

Karl wusch sich dabei im Kämmerchen neben an die Hände und das Gesicht, zog sich frisch und reinlich an und murmelte mit ziemlich schlechter Laune seine Anmerkungen über den Gesang und das Guitarrenklimpern seines Bruders vor sich hin. Als er fertig war, machte er einen tiefen Bückling vor dem Sänger, schwenkte seine Mütze mit großer Devotion und rief heiter spottend:

„Amüsiren Sie sich, Herr Tischler, ich gehe zu meinem Liesel, die sitzt am Gartenzaun und strickt.“

Eine Hochzeit mit solchem Saus und Braus ist wahrhaftig keine Kleinigkeit im Leben eines einfachen Bürgers. Sie kann wohl die Grillen und Sorgen eine Zeitlang in den fernsten Winkel verscheuchen, denn man hat ja vor lauter Essen und Trinken keine Zeit zum Sorgen. Die drei Gebrüder Meier waren

die Einzigen des Handwerkerstandes in Osterleben, welche zu der Hochzeit beim Oekonomen Goltermann eingeladen waren, und es gab unter ihren Standesgenossen Viele, die zu verlangen schienen, daß sie die Einladung deshalb ausschlagen sollten Aber Meier's lachten zu solchem Verlangen und meinten: sie fühlten sich nicht im geringsten verpflichtet, deswegen ihre Verwandten zu beleidigen, weil die lieben Osterleber Handwerker einen Groll auf die Osterleber Oekonomen und umgekehrt hätten. Daß das keinen guten Eindruck machen und daß man ihnen ihre Hochzeitsfreuden bei einer passenden Gelegenheit gehörig verbittern werde, das wußten sie freilich im voraus, aber es kümmerte sie nicht.

Die Hochzeit begann am Abend eines Donnerstages und endete am Morgen eines Sonntages. In dieser Zeit wurde alles gegessen und getrunken, was nur eine Hochzeit Eß- und Trinkbares zu liefern vermochte. Die Braut wurde am Freitag Mittag um zwölf Uhr eingesegnet zu ihrem Frauenstande, durfte aber nach einem alten Herkommen das elterliche Haus nicht eher verlassen, bis die Gäste nach dem dritten Tage todtmüde und freudensatt in pleno die Stätte verlassen hatten, wo seit drei vollen Tagen ein unge-

heurer Lärm gewesen war. Der Freitag, also der wirkliche Hochzeitstag neigte sich zu Ende, als die jungen Burschen, erschöpft vom stundenlangen Tanzen, vor dem Hause Goltermann's unter zwei weithinschattenden Linden Platz nahmen. Sie trugen sich behende die Stühle und Tische herbei und versprachen sich einander fröhlich: nun erst eins zu trinken, bevor sie von neuem tanzen wollten.

Karl und Gottfried Meier waren unter ihnen und wahrlich der Schuster war nicht der faulste im Tanzen gewesen. Dafür wollte er nun auch fleißig im Trinken sein. Er rief einen der Brautdiener, welche aus der allernächsten Verwandtschaft des Bräutigams gewählt und mit breiten, purpurrothen Seidenschärpen geziert waren, herbei und bestellte für sich und seine Cumpane etwas Hübsches zu trinken.

Man lachte laut über den kecken, hübschen Burschen und brachte ihm ohne Verweilen das, was er verlangt hatte.

Der alte Großvater Goltermann, der sachte zwischen den Gästen umherschlich, hier nach dem Rechten sah und dort ein paar freundliche Worte dazu gab, kam gerade über den Hof hergeschritten, als die jungen

Burschen ihr lustiges Gelag begannen, und er wurde jubelnd aufgefordert, mit von der Partie zu sein.

„Warum das nicht?“ sagte der Alte wohlgefällig schmunzelnd, indem er seinen wilden Liebling, die Katharine, welche eben aus dem Hause hervorhuschte und sich lauschend hinter den dicken Lindenstamm verbarg, über die heißrothen Wangen strich. „Ihr seid mir aber schöne Herren; — Ihr setzt Euch hin und laßt die Damen stehen und zugucken. Schämt Euch!“

Es hatten sich einige hübsche Tänzerinnen, welche erstaunt waren, daß sie plötzlich verlassen wurden, näher geschlichen, um zu sehen, was ihre treulosen Tänzer ausüben wollten. So wie der Großvater durch seine Scheltworte die Aufmerksamkeit der jungen Leute zu ihnen hinlenkte, flohen sie hellauflachend wieder in's Haus hinein und verbargen sich kichernd hinter der Thür. Nur Kathe war stehen geblieben und blickte zerstreut auf die Gruppe, die dicht neben ihr unter dem Baume saß. Sie war bitterlich böse auf Gottfried, der noch nicht ein einzig Mal mit ihr getanzt hatte und der sie ganz absichtlich zu vermeiden schien. Sie ließ sich zwar ihre Kränkung nicht merken, allein sie hatte beschlossen es jetzt darauf anzule-

gen, den bösen Menschen zu einem Geständnisse zu bringen, weshalb er sie so schlecht behandele.

Gottfried war in diesen Tagen der Freude auf eine wahre Folter gespannt. Der junge Ladderbom, der vom Vater und Großvater Goltermann schon im voraus bestimmte Bräutigam Kathens, war im Gefühle seiner einstigen Rechte der immerwährende Schatten des schönen Mädchens gewesen; auch blieben die Andeutungen von einer nahen zweiten Hochzeit in diesem gesegneten Hause nicht aus. Dazu kam nun noch ein unbestimmter Verdacht, der von der unvorsichtigen Rede eines Brautdieners in Gottfried's unruhiges Herz geworfen wurde, und der scharfe beobachtende Blick des alten Großvaters, der die Beiden, welche sich verstohlen suchten, immer traf, wenn sie sich eben finden zu wollen schienen. Genug, Gottfried's Lage war nicht beneidenswerth, obwohl ihn die allgemeine Stimme als den schönsten Tänzer öffentlich ausrief und die ältern Verwandten und Bekannten ihn mit einer ganz sichtlichen Auszeichnung begrüßten.

Was half ihm das, daß er der schönste Tänzer war, wenn er nicht der Partner der schönsten Tänzerin sein konnte? Und der Ruf seiner Klugheit und seiner Besonnenheit hielt kaum Stich vor dem vom Braut-

diener ihm eingeflüsterten Verdacht, „daß Kathens Gedanken wohl eher im Mühlengange seien als auf der Hochzeit!“

Was konnte das anders heißen, als daß Herr Gerstenberg auf sie Eindruck gemacht habe?

„Himmel und Hölle!“ stöhnte der arme eifersüchtige Meister, „was wird aus mir werden, wenn das wahr ist? Den Ladderbom fürchte ich nicht — aber — den Gerstenberg! Die Mädchen sind eitel und hoffärthig —“

Mit diesen Gedanken saß er lachend im Kreise seiner Freunde und trank tapfer.

„Wo ist denn der sanfte Theodor und der lederne Ladderbom?“ fragte ein junger Oekonom, der dem Ladderbom den Vorzug bei Goltermann's nicht gönnte.

„Sie sind abhanden gekommen,“ lachte Karl Meier. „Gewiß dichtet mein ausgezeichneter Bruder ein Freiheitslied.“

„Still — ich weiß es,“ flüsterte ein Blonder und zeigte auf Katharine, die sorglos am Baumstamm lehnte, der aber kein Wort entging. „Sie wollen der ein Ständchen bringen. Theodor quält sich, dem Ladderbom die zweite Stimme beizubringen.“

Ein schallendes Gelächter belohnte den Witz, der halb wahr war.

Gottfried saß während der Zeit auf Kohlen. Wenn er die Augen aufschlug, so begegneten sie den strahlenden Blicken Käthens, die ihn scharf beobachtete, und wenn er sie seitwärts richtete, so fiel ihm der Blick in die Augen, mit dem der Großvater sie Beide beobachtete. Was sollte er machen?

Er lachte lauter als die Uebrigen, wenn sie Späße vorbrachten, und doch war ihm so ernst zu Sinne, als begrübe man eben seine letzte frohe Stunde.

Kathens Vater trat aus dem Hause und auf die frohe Gruppe zu. Man brachte ihm ein Hoch. Er dankte und fragte sein Töchterchen, das ihn anlachte:

„Du, die Johanne sucht Dich. Kannst Du abkommen? Oder was thust Du sonst hier?"

„Ei" — schrie ein etwas zu durstig gewesener Bursche, „was soll sie sonst thun? Sie sucht sich unter uns schmucken Vettern den Zukünftigen aus. Ha! nicht wahr, Muhme Kathe?"

„Nun," lachte der Vater, „das ginge schon. Wen magst Du? Wer ist denn der Hübscheste — laßt mal sehen."

„Ach was, da ist nicht viel zu wählen," schrie

der Durstige wieder, „das ist ohne Zweifel Gottfried Meier.“

„Nein, der geht nicht,“ entgegnete Goltermann etwas ernster. „Das ist kein Oekonom.“

„Was schadet das?“ fragte Karl Meier, dem plötzlich ein Licht aufging. „Nährt ihn nicht sein Handwerk?“

„Nichts da — der nicht!“ sagte Goltermann noch ernster.

„Was hast Du gegen mich?“ fragte Gottfried, hochroth im Gesichte aufstehend.

„Gegen Dich? Wahrhaftig nichts. Wärst Du Oekonom, so sagte ich mit Freuden „Willkommen,“ wenn Du würdest, aber so — nein, das geht nicht!“

„Nun — Oekonom könnte man ja zum Spaß werden,“ sprach Karl der Schuster langsam und bedeutungsvoll.

„Wovon denn? Womit denn?“ rief Goltermann fast höhnisch lachend. „Kinder, gewinnt das große Loos oder spart Euch zwanzigtausend Thaler, sonst fragt ja nicht an.“

„Nu, nu,“ sagte der Blonde, der das Unheil merkte, beschwichtigend, „eine Anfrage steht doch frei.“

„Von mir hat Vetter Goltermann keine Anfrage zu fürchten," entgegnete Gottfried, „ich frage nur da an, wo ich Gewißheit habe, daß mich das Mädchen lieb hat. Eine andere mag ich nicht!"

Seine Augen streiften mit einem Ausdrucke von verächtlicher Gleichgültigkeit über den Fleck hin, wo Kathe noch immer stand und alles mit anhörte, und fielen dann schwer zu Boden.

„Er ist ein stolzer Patron," rief der Großvater jetzt sehr freundlich über den Tisch weg zu ihm hinüber. „Versuche nur mal das Geld zu schaffen — vielleicht schaffe ich das Mädchen."

„Ich nehm' kein Mädchen ohne Liebe," antwortete Gottfried und sein Gesicht stand in hellen Zornesflammen.

Kathe legte ihre Hand gegen die Brust, wendete sich um und ging langsam der Pforte zu, die in den Garten führte. Das sah niemand als Gottfried, denn die Andern begrüßten den eben hinzutretenden Ladderbom mit spöttischem Jubel.

Noch eine kleine Weile hielt Gottfried unter seinen lustigen Zechbrüdern aus, dann trieb sein Gewissen, welches ihm vorwarf sein Mühmchen gekränkt zu haben, und seine immer heller aufflammende Liebe ihn auf

und ihr nach in den Garten. Dort sah er sie nicht. Unruhig durchstreifte er ihn in allen Richtungen, er fand sie aber nicht. Nun schritt er am Zaun entlang der Thür zu, die nach dem Felde hinausführte. Ein leises Gespräch drang in sein Ohr. Betroffen blieb er stehen und horchte. Ein Mann sprach schöne und schmeichelnde Worte zu einem Mädchen. Er nannte sie mit sehr sanften Namen, er hieß sie zum Beispiel: einen Engel und ein süßes Röschen!

Gottfried fühlte sein Herz brechen, aber er fühlte auch eine fürchterliche Gluth durch seine Adern rollen. Ohne sich den Blicken der Schwatzenden zu zeigen, bog er seinen Kopf so weit wie möglich über den Zaun, der von grünem Gesträuch verdichtet wurde, um die Beiden zu sehen.

Ja, er hatte sich nicht getäuscht — es war Katharine und Gerstenberg, die auf dem schmalen Feldwege neben einander standen. Jetzt antwortete auch das Mädchen. Zwar waren es nur unschuldige Worte, die sie sprach, allein Gottfried gönnte diesem Menschen auch noch nicht einen Blick, geschweige ein Wort Katharinens.

„Kommen Sie doch herein," sagte sie sanft und freundlich, wie Gottfried sie selten hatte sprechen

gehört. „Mein Vater wird sich freuen, wenn Sie die Hochzeit meiner Schwester mit Ihrer Gegenwart beehren.“

„Wie gern, mein holder Engel, wie gern käme ich sogleich mit Ihnen, aber ich habe erst noch Geschäfte für den Baron abzumachen. Er will morgen verreisen — ich habe ihm Geld abzuliefern. Doch, ich fliege durch den Wald, lege ein hochzeitlich Kleid an und bin wieder hier, ehe Sie es denken. Aber eins bedinge ich mir: jeder Tanz an diesem Abend gehört mir!“

„Ja, recht gern,“ entgegnete Kathe lachend. „Machen Sie nur, daß Sie wiederkommen.“

Jeder vernünftige Mensch würde gehört haben, daß die Gleichgültigkeit in Katharinens Sprache ihr die ungewohnte Sanftheit gab, allein Gottfried gehörte nicht mehr zu den Vernünftigen. In ihm gohr es und braus'te es; wie Höllengluth schlug die Eifersucht ihre Flammen über diesen heftigen und leidenschaftlichen Mann, der nur aus Gewohnheit und in ganz seltener Selbstbeherrschung so ruhig erschien, zusammen. Der Abend legte sich eben mit dichteren Schatten auf die Flur. „Im Walde muß es schon dunkel sein —!“ flüsterte ein böser Geist in Gott-

fried. „Er darf nicht kommen und mit ihr tanzen!“ Als Kathe in ihren Garten trat, da sah sie nur noch, wie einen Schatten, einen Mann durch die grüne Hecke schlüpfen, die ihren Garten von dem Nachbargarten trennte. Sie erkannte aber in diesem Schatten Gottfried und sah ihn in der Richtung nach seinem Hause verschwinden. Es machte sie sehr traurig, daß er fortging. Sie hatte sich vorgenommen, offenherzig seine Hand zu drücken und ihn zu fragen: „Was habe ich Dir gethan, daß Du mir so weh thust? Sieh, Du bist mir der Liebste auf der Welt und ich nehme keinen andern zum Manne als Dich, und wenn Du auch kein Geld anschaffst und wenn Du auch kein Oekonom wirst. — Aber lieb mußt Du mich haben, so lieb, wie ich Dich von früher Jugend an gehabt habe. Du bist ein recht böser Gottfried!“ Und nun ging er fort. Vielleicht um gar nicht wiederzukommen?

Sie ging unter diesen Gedanken ganz langsam den Weg hinauf, der auf die Hofpforte zu führte. Ihre Augen schweiften manch liebes Mal nach dem Nachbargarten hin, denn sie hoffte Gottfried wiederkehren zu sehen. Darüber wurde es immer dämmeriger. Die Sonne war unterdessen bis auf einen ganz schma=

len gelben Streifen, der sich am Horizonte entlang zog, verschwunden und ein ungleiches, schnell abnehmendes Dämmerlicht erhellte nur noch unsicher die Gegenstände. Ein leichter Nebel stieg von der Erde auf und verdichtete die Luft, daß man nur in geringer Entfernung deutlich sehen konnte. Es war still und ruhig in der Natur, denn die Jahreszeit, wo die Vögel selbst in der Dämmerung noch lustig umherschwirren und singen, war vorüber. Aber je stiller es draußen war, desto weiter hinein in das Land drang der Lärm der lustigen Hochzeitsgäste und die Töne der fröhlichen Musik. Mit der Dunkelheit pflegte die Gassenjugend und die ärmliche Bevölkerung von Osterleben zudringlich zu werden, deshalb wurde für diese Zeit immer die gesammte Polizeigewalt des Ortes, die in zwei alten, grauköpfigen, aber sehr derb zugreifenden Veteranen bestand, aufgeboten, um nur einigermaßen Ruhe und Ordnung zu haben. Das Eintreffen derselben erzeugte jedesmal bei den furchtlosen Buben ein lautes „Hurrah," dem aber dann ein respectvolles Stillschweigen folgte, weil der blanke Säbel der beiden Alten mit ziemlicher Behendigkeit einige nahestehende Rücken der schreienden Bengel getroffen hatte.

Dieser Moment trat gerade ein, als Kathe unschlüssig und sehr sehnsuchtsvoll noch immer nach der Gegend von Gottfried's Wohnung hinschaute, um zu erspähen, ob er noch nicht wieder käme. Jetzt beschleunigte sie aber ihre Schritte. Sie hatte sich schon so lange aus dem elterlichen Hause entfernt, daß sie die Vorwürfe ihrer Eltern und der anwesenden Gäste fürchten mußte. Eilig schlüpfte sie durch die Pforte und wollte eben unbemerkt in das Haus zu kommen suchen, als von den Tischen unter den Eichen her eine Stimme, der man die Weinlaune anhörte, sie anrief.

„Oho!" schrie der junge Ladderbom und sprang schnell von seinem Platze ihr entgegen, „oho, da kommt ja mein lange vermißtes Püppchen. Nun — allons —! Jetzt will ich mit meiner kleinen Braut eins tanzen, daß —"

„Spare Deine Worte und Deine Mühe," unterbrach Kathe ihn sehr kurz. „Ich bin weder Deine Braut, noch tanze ich mit Dir einen einzigen Schritt. Ich habe wohl mit andern Leuten zu tanzen als mit Dir."

„Ei! Hei! Mit wem denn?"

Kathe konnte nicht antworten, denn Karl Meier

kam mit freudeglänzendem Gesichte auf sie zu und rief:

„Käthchen, wir haben Dich gesucht, ich und mein Liesel! Denk nur, mein Liesel ist hier! Die Frau Pfarrerin hat's heute nochmals erlaubt bis zum Morgen hin. Juch! Mein Liesel!"

Katharine lief schnell hinein, um ihre allerbeste und geliebteste Jugendfreundin, das hübsche, sanfte Liesel erst zu begrüßen.

„Wo mag denn mein Bruder stecken?" fragte Karl hastig die wenigen jungen Burschen, die noch am Trinktische sitzen geblieben waren. „Ich dachte ihn bei Euch zu finden."

„Welchen Bruder suchst Du denn?" entgegneten sie einstimmig. „Der Tischler gehört zum Enthaltsamkeitsverein, der ist lange weg. Sein Gott erlaubt ihm nicht ein Gläschen über den Durst zu leeren."

„Was, der Theodor ist auch nicht hier?" rief Karl, indem er Anstalt machte, Kathen zu folgen. „Ich meinte den Gottfried."

„Ja, wo der steckt, das mag Gott wissen! Ich glaube ihn hat Goltermann's Stichelei verdrossen."

Karl sorgte sich eben nicht um die Brüder, sondern

es war nur eine Nachfrage gewesen, wie man sie wohl macht, deshalb war es ihm auch gleichgültig, als Ladderbom ihn am Arm zupfte und ziemlich laut in sein Ohr flüsterte:

„Du — Dein Bruder Theodor, der macht einen Vers für mich und mein Käthchen — Du verstehst wohl.“

„Nu! Nu! Dein Käthchen,“ brummte Karl ihn an, „das ist doch auch noch so so! Das Mädchen ist eine Blume, die wohl zu einem andern Kerl als Dir paßte.“

Etwas verdrießlich schritt er in's Haus; allein sein Liesel im Arm vergaß er bald, was er gesagt und gefragt hatte.

Unterdessen hatte der Großvater Katharinen an die Hand genommen und war mit ihr in eine Ecke getreten.

„Wo bist Du denn gewesen?“ fragte er sie ernsthaft.

Katharine sah ihn groß an und antwortete ohne alle Verlegenheit:

„Im Garten, Großvater.“

„So? Hm! Ich habe doch in den Garten hineingesehen —“

„Ja, ich ging hinaus auf's Feld, um zu sehen, ob der Vetter Seidel aus der Papiermühle noch nicht wieder käme. Ach, ja — da fällt mir ein — der Inspector Gerstenberg vom Schlosse ging gerade vorüber, und als er erfuhr, bei uns sei Hochzeit, da hatte er Lust mit zu tanzen. Es wird doch gehen — ich habe den dummen Streich gemacht und habe ihn eingeladen."

Der Großvater sah sie wirklich verblüfft an. Er hatte geglaubt einem versteckten Liebeshandel mit Gottfried auf die Spur zu kommen, und nun erzählte ihm die Enkelin mit aller nur möglichen Sorglosigkeit, daß sie sich einen hübschen und eleganten Tänzer gebeten habe.

„Damit hast Du Dir also die Zeit vertrieben," brummte er verdrießlich. „Nun kann ich Deine dummen Streiche wieder gut machen, denn das können wir doch nimmermehr sagen, daß Du den hübschen Inspector eingeladen hast."

„I, warum denn nicht?" fragte Kathe lachend.

„Weil man dann allerlei Arges denken würde. Oder magst Du ihn so gern leiden, daß eine Hochzeit Deine dumme Einladung beschließen könnte?"

„Wie?" fragte das Mädchen bestürzt. „Nun so

gefährlich ist's doch nicht. Mein Himmel — die Sache machte sich ganz zufällig."

„O, Leute, die Dich auch gern mögen, werden das nicht glauben. Na, beruhige Dich, ich will es auf mich nehmen. Wo ist er denn, der feine Herr Inspector?"

Katharine war so nachdenklich geworden, daß er seine Frage wiederholen mußte.

„Ach, er wollte erst nach Haus, um Geld abzuliefern. — In einem Stündchen kann er hier sein."

Der Großvater entfernte sich und Katharine dachte zum ersten Male in ihrem Leben an die Folgen, die eine kleine und leichtsinnige Handlung haben kann. Es wurde ihr mit einem Male klar, warum Gottfried so garstig gegen sie gewesen sei und weshalb er so eilig den Garten verlassen habe. Sie blieb ganz betrübt stehen und überlegte: ob sie nicht dem treuherzigen Karl und seinem Liesel ihre Noth klagen und sie um Abhülfe bitten sollte. Ach, alle Freude war nun für sie vorbei!

So mit diesen schweren Gedanken stand sie still da und sah zu, wie die Andern tanzten und lachten. Das Geräusch um sie her störte sie nicht in ihren Träumereien, allein als jetzt plötzlich eine sonderbare

Stille eintrat, als selbst mitten im Takte die Musik verstummte, als alles nach der Hofthür rannte und den Weg nach dem Garten einschlug, da schrak sie empor und trat neugierig auch hinaus in den Hof, von wo eine erzählende Stimme, an der sie sogleich den Vetter Seidel aus der Papiermühle erkannte, hertönte. Die Erzählung war jedoch eben vorbei, als sie hinzutrat, und aus den bestürzten Fragen, die stürmisch genug erfolgten, konnte man weiter nichts entnehmen, als daß irgend ein Unglück passirt sein müsse.

„Ach, Du mein Jesus," lamentirte dicht neben ihr eine alte Frau, „so etwas habe ich doch nicht erlebt in Osterleben, so alt ich auch schon darin geworden bin."

„Was giebt es denn nur?" fragte Katharine ungeduldig.

„Wissen Sie es denn noch nicht, Mamsellchen? Der Inspector Gerstenberg liegt ermordet im Mühlengange. Er schwimmt in seinem Blute! Der Papiermüller hat ihn eben gefunden. Du mein Jesus! Dieser hübsche, liebe Mensch, der wie Milch und Blut aussah! Der schändliche Mörder, den mag Gott zeichnen und verdammen in alle Ewigkeit."

Katharine fühlte einen Schmerz ihre Brust durchdringen, der mit nichts zu vergleichen war, was sie jemals gefühlt zu haben sich erinnern konnte. Aber nicht der Tod des ihr ganz gleichgültigen, etwas zierbengeligen jungen Menschen, dessen abgeschmackte Schmeicheleien ihr ein Lächeln abgelockt hatten, nein — ein Verdacht, der sie mit Schaudern erfüllte, verursachte ihr diesen herzzermalmenden Schmerz. Sie taumelte gegen die Wand. Ein heller, greller Schrei entriß sich ihrem Munde und das unglückselige Wort „Gottfried" entschlüpfte ihr.

In diesem Augenblicke ging der alte Wagner, der rauheste, aber auch pfiffigste der Polizeisergeanten vorüber und hörte den Namen. Lauernd blieb er stehen und beobachtete die gänzliche Fassungslosigkeit des jungen Mädchens. Schlau genug, um nicht durch unvorsichtige Fragen das Kind sogleich mit dem Bade auszuschütten, sagte er keine Sylbe dazu, sondern horchte nur sorgsam auf gelegene Ausdrücke dieser ganz curiosen Aufregung.

Katharine faßte sich aber schnell wieder, als ihre Augen den listig forschenden Blicken des alten Wagner begegneten, und sie sagte, mit zwar zitterndem, aber doch entschlossenem Tone:

„Herr Gott, hätte ich ihn doch festgehalten, dann wäre das Unglück nicht passirt. Ich habe ihn ja eben erst gesprochen! Kaum kann es eine Viertelstunde oder höchstens eine halbe Stunde sein! Jesus, wie zittere ich vor Schreck und Entsetzen! — Ach — er wollte ja zum Abendtanz hierher kommen —! Ich bin ganz von Sinnen — ich kann es wahrhaftig kaum fassen und begreifen. Ist es denn auch wohl wahr?"

Man bejahte es einstimmig und jetzt trat der alte Polizeisergeant näher.

„So —? Mamsellchen, Sie sahen ihn eben? Sie haben mit ihm gesprochen? Wer war denn bei ihm?" fragte er ruhig, aber sehr ernsthaft.

„Bei ihm? Keine lebendige Seele. Und so weit ich habe sehen können, war kein Mensch zu erblicken. Ich war hinter den Garten gegangen, um zu sehen, ob Vetter Seidel noch nicht komme, da kam Gerstenberg daher auf dem Fußsteige und blieb ein Weilchen schäkernd bei mir stehen. Da er Musik hörte und mich so sehr in Putz sah, so fragte er: was es hier im Hause gäbe. Als ich ihm sagte: „Hochzeit ist hier," da fragte er: ob mein Vater es wohl erlauben würde, daß er ein Tänzchen mitmachen dürfe. Ich antwortete: es würde dem Vater eine Ehre sein, und damit

ging er, um sich ein bischen anzuputzen. Das ist die ganze Sache!''

,,Und es war niemand bei Ihnen?''

,,Wahrhaftig — keine Seele.''

,,Und Sie haben auch niemand gesehen, der wohl diese schauderhafte That hätte verrichten können?''

,,Ganz gewiß nicht, lieber Wagner,'' entgegnete das junge Mädchen.

Dann aber wandte sie sich stolz um und ging weg, um sich nicht länger examiniren zu lassen.

Ach, du arme Katharine, du wußtest besser als alle Andern, was der alte Wagner aus deinem unvorsichtigen Schmerzensschrei herausgelesen hatte. Aber das Mädchen machte sich stark, um diese Unvorsichtigkeit wieder auszulöschen; sie lachte und sprach zwar nicht, aber sie erzählte überall mit denselben Worten, daß sie den Inspector eben gesprochen habe. Davon versprach sie sich sehr viel. Allein schon die nächsten Stunden belehrten sie, daß der Polizei ein einziges Wort genügt, um die Hand nach einem Opfer auszustrecken.

Wagner schlenderte den Weg hinab zum Mühlengange und dachte nach. Er war draußen so sehr nöthig nicht, da sein College schon in Begleitung des

Papiermüllers und eines Wundarztes hinaus war. Als er so dahin wandelte, sah er eine Schneiderfrau hinter ihrem Garten, der dicht neben dem Haag, wie man in der Umgegend die neue Waldpflanzung nannte, lag, stehen und den Hals mächtig nach dem Mühlengange hinrecken. Der alte Polizeimensch kannte die Schliche und Wege gut. Er blieb stehen und sagte im Tone des Bedauerns:

„Was sagen Sie denn zu dem schrecklichen Fall?"

„Lieber Himmel! Was soll eine arme Schneidersfrau dazu sagen? Die ganze Hochzeit von Goltermann's ist ja hinabgestürzt."

„Ja, da soll man nun Polizei sein, hier und da. Während man da Ruhe hält, schlägt so ein verruchter Mensch einen unschuldigen Mann nieder. Wenn man nur die Augen überall haben könnte. Ich muß doch mal den Gottfried Meier fragen, ob der nichts gesehen hat. Der soll vor ganz kurzer Zeit hier entlang gegangen sein."

„Das ist wahr!" rief die Schneiderfrau. „Der ging eilig durch den Haag, es mag eine halbe Stunde her sein. Ich stand im Garten und horchte ein bischen auf die Musik. Lieber Gott, weiter hat unser-

eins ja nichts von solcher fetten Oekonomen-Hochzeit. Da kam der Lohgerber durch die Gärten und ging in sein Haus. Er hatte keinen Hut und keine Mütze auf. Ich machte noch meine Randglossen darüber, daß er von dort weglief, wohin wir andern armen Handwerker für's Leben gern gegangen wären. Ja — mancher Mensch hat Glück! Die Meier's gehören nun einmal zu draußen —"

„Nun," unterbrach sie sehr sanft der alte Sergeant, „er blieb wohl nicht lange weg vom fetten Schmause?"

„Ja, das weiß ich nicht! Ich habe ihn nicht zurückkommen sehen. Er kam bald wieder aus dem Hause — wahrscheinlich hatte er sich nur seine Mütze geholt, denn die hatte er jetzt auf — und schlug sich gleich links in den Haag hinein. Er schien es eilig zu haben."

„So? Nun ich habe es jetzt auch eilig, liebe Meisterin. Es plaudert sich freilich gut mit Ihnen, aber der Dienst geht vor Vergnügen —!"

Er belachte seine Galanterie und schritt eilfertig weiter. Wenige Schritte davon kam ihm Theodor aus einem Baumgange entgegen, seine Guitarre über der Schulter.

„Wo kommen Sie denn her?“ fragte Wagner stehen bleibend.

„Ich habe mir meine Guitarre geholt und im Spaziergange ein Liedchen für Ladderbom gedichtet, das er Käthchen heute Abend singen will.“ Bei diesen Worten fuhr er sorglos mit der Hand über die Saiten und entlockte ihnen einige hübschklingende Accorde.

„Lassen Sie nur den Klimperkasten weg, denn heute wird schwerlich etwas aus dem Gesinge.“

Theodor spielte wieder einige Accorde und fragte dann nachlässig:

„Nun? Und warum nicht?“

„Wissen Sie denn gar nichts?“

Theodor strich die Haare von der Stirn und sagte gleichmüthig:

„Und nun?“

„Daß Gerstenberg im Mühlengange ermordet liegt?“

„Ermordet? Im Mühlengange? J, Mann der Gerechtigkeit — Sie träumen wohl?“

„Wahrhaftig nicht! Wo ist denn Ihr Bruder?“

„Ich weiß es nicht.“

„Er soll doch zu Hause sein?“

„So? Ja, dann sitzt er vielleicht in der großen Stube links. Ich habe mein Quartier oben im Giebel, um ungestört zu sein, und von dort holte ich mir meine Guitarre. Hat man denn keinen Verdacht, wer der Thäter gewesen ist?“

„Nun —? Vielleicht Gute Verrichtung, junger Herr.“

Theodor schlug abermals einige Accorde an, dann begann er ein Liedchen zu pfeifen und schritt taktmäßig nach der heitern Melodie weiter.

Wagner umschlich, wie eine Katze, das Meier'sche Haus von allen Seiten. Es lag ruhig und friedlich da und versprach ihm in dieser ungestörten Friedlichkeit nicht die Beherbergung eines Mörders. Als er sich überzeugt hatte, daß nirgends Licht und nirgends Leben war, so stieg er vorsichtig die drei steinernen Stiegen, die vom Hofe aus in das Wohnhaus hineinführten, hinauf und tappte durch den finstern Hausflur nach der großen Stube links, die er sehr wohl kannte. Er öffnete sie, aber er konnte bei der schnell hereingebrochenen Dunkelheit des Abends nichts weiter erkennen als die hellern Flecke, wo die Fenster ein klein wenig Licht hineinließen. Auch er konnte nicht wahrgenommen werden, da ein Schrank die Thür

verschattete. Das leise Knarren der Thür mochte jedoch verrathen haben, daß jemand käme, denn es sagte eine dumpfe Stimme aus dem ganz düstern Hintergrunde der Stube:

„Gott sei Dank, Theodor, daß Du kommst! Ich habe Todesangst Deinetwegen ausgestanden.“

Wagner hielt sich mäuschenstill und wartete auf mehr Worte.

Aber Gottfried sprang heftig auf, als er keine Antwort erhielt, und rief barsch:

„Wer ist denn da?“

„Nehmen Sie es nicht übel, lieber Herr Meier,“ antwortete Wagner nun mit etwas höhnischer Artigkeit, „ich bin es bloß.“

„Ach — Herr Wagner! Was wollen Sie denn?“

„Ich wollte Sie bloß bitten, mir zu folgen.“

„Wohin denn?“

„Wenn ich bitten darf, bloß zuerst zum Herrn Bürgermeister.“

„Was will der von mir? Heute kann ich nicht. Sie wissen, ich muß wieder zur Goltermann'schen Hochzeit, man wartet meiner.“

„Mag sein! Aber da Sie bis jetzt nicht da gewesen sind, so wird es nichts ausmachen, wenn Sie

auch nicht wieder hinkommen. Darüber muß aber der Herr Bürgermeister entscheiden."

„Hören Sie — ich verstehe Sie nicht! Was wollen Sie damit sagen?"

„Der Herr Bürgermeister wird Ihnen das Nähere erklären."

Gottfried legte die Hand an die Stirn und dachte nach.

„Also die Sache hat nicht Zeit bis morgen?"

„Nein, Herr Meier."

„Nun, so kommen Sie!"

Gottfried ging mit festen Schritten neben dem Sergeanten her. Als sie die Wohnung des Bürgermeisters erreicht hatten, nahm Herr Wagner einen andern Ton gegen den jungen Mann an als bisher.

„Bleiben Sie hier so lange, bis ich Sie gemeldet habe," fuhr er auf, als Gottfried die Hand nach dem Thürdrücker ausstreckte.

Gottfried blieb stehen und wartete. Der Sergeant trat mit noch brutalerem Wesen wieder heraus aus dem Zimmer und sagte:

„Marsch! Heute Abend hat der Herr Bürgermeister keine Zeit zum Verhören. Man wird morgen das Weitere hören."

„Nun, so konnten Sie mich ja zu Hause lassen, wie ich es von Ihnen verlangte?“ sagte Gottfried ruhig.

„Man muckse nicht! Man geht in die Voigtei mit mir und wischt sich den Mund, denn Hochzeitsbraten giebt's da nicht. Vorwärts!“

„Bedenken Sie, was Sie thun, Wagner!“ sprach Gottfried noch ruhiger als zuvor. „Weshalb wollen Sie mich in's Gefängniß bringen?“

„Das wird man wohl wissen und morgen wird man mehr erfahren. Marsch — sonst ziehe ich blank und fuchtele Ihn zum Hause hinaus.“

Gottfried ging langsam hinaus. Sein Gesicht war todtenblaß und er preßte die Hände fest zusammen, als wolle er Gott um etwas bitten.

Wagner schloß ihn ein und wanderte dann schnell nach dem Hochzeitshause, um seine That anzupreisen und sich nach diesem pfiffigen Streiche mit einigen hochzeitlichen Leckerbissen zu erquicken. Der Erste, welcher ihm im Goltermann'schen Hause begegnete, war Karl Meier, der mit seiner vielgeliebten Liesel schäkernd im Hofe auf- und niederspazierte, während sich die zerstreuten Gäste nach und nach wieder sammelten und,

ganz voll von dem schrecklichen Anblicke, Wahrheit und Dichtung aller Art erzählten.

„Den Thäter hätt' ich sicher," rief der alte hartherzige Mensch dem lustwandelnden Brautpaare zu.

„Was? Wer ist's denn gewesen? Ihr seid doch ein pfiffiger Kerl!" entgegnete Karl.

„Ja, sperren Sie nur auf das Maul —! Ihr Bruder Gottfried ist's gewesen!"

Karl stand wie vom Schlage gerührt und starrte ihn an. Liesel hob aufschreiend vor Schreck ihre Hände empor.

„Hören Sie, Sergeant Wagner," sagte dann Karl Meier mit einem Tone, wie ihn noch niemand von ihm gehört hatte, und trat drohend vor ihn hin, „wenn Sie künftig schlechte Witze reißen wollen, so suchen Sie sich andere Leute dazu aus als mich, denn wenn Sie noch ein einziges Mal sich unterstehen, solchen Spaß zu machen, so suche ich mein Recht, darauf verlassen Sie sich."

„Hören Sie, Mosje Naseweis," polterte der Alte gegen ihn auf und schwippte ihm mit den Fingern beinahe unter der Nase herum, „künftig sehen Sie doch erst Ihre Leute an, wenn Sie von schlechten Witzen sprechen, oder ich brauche mein Recht. Gehen

Sie nur hin nach der Voigtei, da können Sie den Lohgerber pfeifen hören wie eine gefangene Maus.''

,,Es wäre also wahr!'' sagte Karl trostlos um sich schauend.

,,Was denn? Was denn?'' riefen viele Stimmen durcheinander.

Alles drängte sich näher heran zu den Streitenden, und da man des Sergeanten Wagner tiefen Baß gehört hatte, so war die Neugier um so größer.

,,Kann es Einer von Euch Allen glauben, daß mein Bruder Gottfried einen Menschen mir nichts dir nichts, ohne allen Grund und ohne alle Ursache um's Leben bringen sollte?'' fragte Karl laut und feierlich.

,,Warum nicht gar! Das ist eine Lüge! Gottfried gewiß nicht —'' tönte es von allen Seiten her.

,,Wagner hat mir eben gesagt, Gottfried säße in der Voigtei, weil man ihn in Verdacht habe, daß er der Mörder von Gerstenberg sei.''

,,Kommt, Jungens!'' schrie Ladderbom, ,,laßt uns den Gottfried frei machen —!''

,,Nein,'' sagte der Großvater Goltermann, plötz-

lich zwischen die dicht Versammelten tretend. „Ihr bleibt —! Das Weitere wird sich finden.“

Die jungen Burschen, welche große Lust zu einigen Gewaltthätigkeiten hatten, murrten zwar, doch wagte es keiner, gegen dieses „Nein“ irgend etwas zu unternehmen. Man versuchte die gute Laune durch Essen, Trinken und Tanzen wieder zurückzurufen, was auch den Meisten gelang. Nur Theodor und Karl schlichen betrübt heim in ihre Wohnung und Katharine schloß sich mit Liesel wohl zwei Stunden lang in ihre Stube ein. Als sie endlich, laut und lange gerufen, wieder erschienen, da sahen sie Beide so betrübt aus, daß kein junger Bursche sie zum Tanze zu bereden wagte. Die Hochzeit nahm ihren gewöhnlichen Fortgang. Noch am ganzen nächsten Tage tönte der Jubel der lustigen Gäste fort und erst mit dem Sonnenuntergange des Sonnabends wurde die junge Frau in pleno hinübergeführt in ihre Wohnung. Nun war alles vorbei und Ruhe und Stille kehrte wieder in Goltermann's Wohnung ein. Aber kein Frieden! Weshalb, das werden wir gleich sehen. —

Gottfried hatte die ganze Nacht schlaflos verbracht. Das erste Morgengrauen fand seine Augen noch eben so offen wie der letzte Abendstrahl. End-

lich um neun Uhr gefiel es dem gestrengen Herrn Bürgermeister auf sein Arbeitsbüreau zu gehen und den Gefangenen vom vorigen Abend zu vernehmen.

Dieser Bürgermeister war ein kleiner, sehr dicker, dummer und sehr anmaßender Mann, der schon vielmals von der Regierung wegen zu großer Saumseligkeit getadelt worden war. Es verging fast kein Jahr, wo nicht durch seine Nachlässigkeit drei, vier und noch mehr Verbrecher hier über die Grenze geschlüpft und spurlos in alle Welt verschwunden waren. Die wohlverdienten Rügen hatten ihn jedoch jetzt gerade so in Harnisch gebracht, daß er geschworen hatte, den ersten Inculpaten ohne Gnade an's Beil zu liefern. Welch ein ausgezeichneter Fund zu diesem Zwecke war ihm da der arme Gottfried!

Der Herr Bürgermeister saß am Tisch und probirte die Feder zu seinem Berichte, der Gottfried, den Mörder, begleiten sollte, als Wagner den Gefangenen meldete und sogleich eintreten ließ. Mit ihm zugleich kam aber der andere Sergeant, Möllner, und flüsterte mit devoter Handbewegung dem sich schon räuspernden Bürgermeister etwas in's Ohr.

Dieser machte ein curioses Gesicht, stampfte die

Feder so heftig auf das Papier, daß tausend schwarze Funken umherstoben, und sagte ziemlich vernehmlich:

„I, das ist ja ärgerlich! Das verdirbt mir mein ganzes Concept, woran ich die halbe Nacht gearbeitet habe. Der Kerl war nun einmal todt — nun brauchte er nicht wieder aufzuleben —! So unmenschlich viel ist an dem Zieraffen nicht gelegen —!"

Jetzt erst kam er wieder zu sich und gewahrte den Gefangenen, der mit der höchsten Spannung diesem Selbstgespräche gelauscht hatte.

„Na," sagte er polternd, „der Inspector ist nicht gestorben. Er ist in der Nacht wieder zu sich gekommen — nun können Sie nur schnell Ihr ganzes Verbrechen gestehen, damit ich doch 'mal etwas zu berichten habe. Denn, daß Sie es nur wissen, nach Hamstedt müssen Sie. Das Inquisitoriat ist zu grob gegen mich geworden, weil ich nie Verbrecher abliefere, also diesmal lasse ich mich nicht erweichen. Exempla sind überdies nöthig, weil der Uebermuth immer größer wird. Weswegen haben Sie denn nun eigentlich den armen Mann gestochen, Sie Sünder?"

Gottfried sah ruhig vor sich hin und sagte:

„Ich habe niemand gestochen und weiß auch gar nicht, wer gestochen ist."

„Was? I, Sie ganz verstockter Mensch! Hat mir nicht Wagner gesagt, Sie hätten den Inspector Gerstenberg im Mühlengange niedergestochen?"

„Ich kenne weder den Inspector Gerstenberg, noch habe ich ihn niedergestochen."

„Hören Sie, Wagner," flüsterte der Bürgermeister eilig, „mit dem nehme ich es nicht auf. Schaffen Sie Transporteure — vier bis sechs der stärksten Kerle — und bestellen Sie diese sofort hierher. Der macht sich so unschuldig, daß ich am Ende binnen einer Stunde wirklich wieder einen Unschuldigen frei lassen muß, statt endlich 'mal einen wirklichen Verbrecher nach Hamstedt schicken zu können."

„Aber, Herr Bürgermeister, da der Inspector lebt, so wäre es am Ende eine unnöthige Sache, mich nach Hamstedt transportiren zu lassen," wendete Gottfried ganz bescheiden ein.

„Nichts da! Gefangener schweigt. Sie wollen durchaus von Osterleben Verbrecher haben und ich bin froh, daß Sie endlich einer sind. Sie werden transportirt!"

„Könnten Sie mich nicht vorläufig so lange hier lassen, bis der Inspector im Stande ist, mich zu recognosciren?"

„Nichts da! Wer weiß, ob der Inspector nicht sagt: nein, der ist's nicht! Und dann? Dann habe ich wieder keinen Verbrecher, den ich abliefern kann. Dann ist mir wieder einer durchgeschlüpft."

„Sie ersparen sich die Mühe, einen Bericht zu machen, und dem Staate die Kosten des Transportes."

„O, der Staat macht sich von Ihrem Vermögen bezahlt. Ich werde sogleich melden, daß Sie zu den vermögenden Sachen gehören."

Gottfried seufzte und schwieg nun. Es wurde ihm erlaubt sich zu setzen und sich ein Frühstück aus seiner Wohnung kommen zu lassen, aber sein Bruder Karl, der flehentlich bat ihn sprechen zu dürfen, wurde abgewiesen.

Der arme Schuster war in Verzweiflung. Er hatte sein Liesel am frühen Morgen gesprochen und diese mochte ihm so seltsame Aufklärungen über Kathe gegeben haben, daß er plötzlich gar nicht mehr an der Schuld Gottfried's zweifelte. Um wenigstens in etwas seinen Zweck, den Bruder zu beruhigen, erreichen zu können, wendete er die List an, sehr laut im Vorzimmer zu sprechen, damit Gottfried das hören könne, was er wissen sollte.

„Aber Herr Bürgermeister,“ schrie er, „ich will ja meinen Bruder nur in Ihrem Beisein sprechen.“

„Nichts da! Ihr steckt Euch etwas zu.“

„Ich will ihm ja nur sagen, daß der Inspector nicht todt ist.“

„Das weiß er schon.“

„Und daß der Doctor meint, die Wunde habe gar nichts auf sich.“

„Das kann der Doctor nicht wissen.“

„Und daß der Inspector immer schreckhaft von einem Manne mit einem Orgelkasten phantasirt.“

„Was da! Ist nicht wahr. Ihr Bruder hat's gethan.“

Hätte sich der gute Bürgermeister bei Karl's Bericht vom Orgelkastenmann umgedreht, so würde er bemerkt haben, daß ein flüchtiges aber sehr verrätherisches Roth über Gottfried's blasses Gesicht verbreitet wurde.

„Lassen Sie mich doch nur hinein.“

„Nein! Nein! Und nochmals nein!“

„Was soll denn mein Bruder in Hamstedt?“

„Die Wahrheit sagen.“

„Das kann er hier auch.“

„Er thut es aber nicht.“

„Ach wohl. Er hat in seinem Leben noch nicht gelogen.“

„Desto besser. Er geht aber nach Hamstedt. — Da kommen die Transporteure. Nun machen Sie, daß Sie fortkommen, denn wenn Wagner Sie hier findet, so behandelt er Sie noch gröber als ich. Und da Sie ein so guter Bürger sind, so möchte ich das nicht.“

Karl ging. Er hätte gern über die Dummheit des Bürgermeisters gelacht, wenn ihm nicht so bänglich zu Sinne gewesen wäre. Während Wagner zum Bürgermeister in's Büreau ging, schlich Karl sich zurück zu den vier baumstarken Landwehrmännern, die er alle sehr gut kannte, drückte ihnen die Hände und flüsterte:

„Es soll Euer Schaden nicht sein, wenn Ihr recht gut und freundlich mit ihm seid.“

„I, sein Sie doch nicht bange,“ flüsterte Einer entgegen. „Wir wissen ja —!“ Er pustete über die Hand weg. „Es soll was sein — ist aber blauer Dunst. Wer weiß, wer das gewesen ist — der rechte Mörder wird wohl schon wieder über die Grenze sein.“

Karl blieb so lange am Rathhause stehen, bis sein Bruder herausgeführt wurde. Wenn er ihn auch, wegen der Anwesenheit der beiden groben Polizeisergeanten, die ihm mit großer Wichtigkeit bis zur Stadtgrenze das Geleite geben wollten, nicht sprechen konnte, so war es doch seinen Augen gestattet, dem Armen ein brüderliches Bedauern auszudrücken und ihm hiermit stillschweigend die Versicherung zu geben, daß er ihn immer lieben und achten werde.

Gottfried nickte ihm zu und legte den Finger auf den Mund.

Was das bedeuten solle, konnte sich der gute Schuster zwar nicht enträthseln, denn sollte er schweigen — er wußte ja nichts — oder wollte Gottfried schweigen? Allein darum kümmerte sich Karl jetzt weiter nicht; er lief nur nach Hause, wo er Theodor im Garten grabend fand, und schrieb einige Worte auf einen Zettel. Diesen trug er zu Liesel, welche es übernahm, denselben an Katharine zu befördern, weil Karl sowohl als sein Bruder beschlossen hatten, während der fortdauernden Hochzeitsfreude nicht in das Goltermann'sche Haus zu gehen. Der Zettel enthielt bloß die Nachricht, daß Gottfried zwar wirklich abgeführt sei, aber jedenfalls nun wisse, wie er sich bei

dem wiederkehrenden Leben Gerstenberg's zu verhalten habe.

Wir übergehen nun den Sonnabend, wo im Meier'schen Hause ein stiller Trübsinn, im Goltermann'schen der Jubel des Auskehrichts, wie man die Herausgabe der jungen Frau nannte, und im Schlosse die Unruhe herrschte, die immer der gefährliche Zustand eines Kranken mit sich führt, und erklären nur, daß der Schloßherr während der Abwesenheit seines Inspectors einige Abschiedsvisiten in der Gegend, die er auf längere Zeit zu verlassen gedachte, gemacht hatte, welche ihn ganz unvorhergesehen nicht allein die Freitagsnacht, sondern auch den ganzen Sonnabend bis zur Dunkelheit entfernt hielten. Schon auf der Papiermühle erhielt er die Bestätigung einer Nachricht von diesem Mordanfalle, die wie ein Lauffeuer die ganze Gegend in Allarm versetzte, und er fragte seinen Papiermüller ziemlich erschrocken: ob denn Gerstenberg auch beraubt sei; er habe mehrere tausend Thaler in Banknoten bei sich gehabt.

Daran hatte bis jetzt niemand gedacht und die wenige Umsicht des Bürgermeisters, so wie die fortdauernde Bewußtlosigkeit des Inspectors war Schuld, daß man die Kleidung des Verwundeten noch nicht

einmal durchsucht hatte. Es leuchtete also noch eine Hoffnung, daß sich die Brieftasche des Gerstenberg unversehrt vorfinden werde, da bis jetzt lauter ehrliche und zuverlässige Leute um ihn beschäftigt gewesen waren.

Der Baron ritt schnell hinüber in's Dorf und trat an das Lager des Inspectors in einem Augenblicke, wo seine Besinnung zurückgekehrt war.

Aber das half nichts, denn die Brieftasche fand sich zwar unversehrt vor, war aber gänzlich geleert.

Jetzt erhielt das verübte Verbrechen eine Grundlage, und noch dazu eine in dieser Gegend um so mehr verabscheute Grundlage, da eine seltene Rechtlichkeit selbst in der ärmeren Klasse der Bevölkerung vorherrschend war. Jetzt flüsterte man mit Verachtung den Namen des abgeführten Mörders und trat scheu und ängstlich von den Brüdern desselben zurück. Es half dem Meier'schen Renommee nichts, daß sich die größte Anzahl der Oekonomen mit Hand und Mund gegen einen so schändlichen Verdacht erhob, daß sie sich hoch und theuer für die strenge Redlichkeit Gottfried's verbürgten, die Handwerker des Ortes zuckten doch verächtlich die Achseln und führten jetzt sehr häufig das Sprichwort „Hochmuth kommt vor dem Falle" im

Munde. Dazu verbreiteten sich, durch Unvorsichtigkeit einiger jungen Burschen, die beim Wortwechsel Goltermann's und Gottfried's an dem Trinktische zugegen gewesen waren, die Reden Beider und man wollte in der Aufforderung des Goltermann: „Kinder — gewinnt das große Loos oder spart Euch zwanzigtausend Thaler,“ eine directe Veranlassung zur That finden.

Als die erste Nachricht von diesem nicht geahneten Umstande bei den beiden Brüdern eintraf, da schlug sie den unerschütterten Muth derselben gänzlich zu Boden! Besonders auf den lustigen Schuster hatte sie eine Wirkung, die wirklich zum Bedauern hinriß. So lange war ihm die Sache, bei allen mit Gewalt herbeigeführten ernstlichen Maßregeln, doch leicht erschienen, da der Inspector lebte und es am Ende so etwas Verächtliches nicht war, wenn zwei Männer aus Eifersucht in einen Wortwechsel gerathen seien, der etwas gewaltthätig geendet hatte. Aber als man die That von einer Seite zeigte, die selbst in seinen Augen Wahrscheinlichkeit hatte, da rang er die Hände zusammen, daß das Blut aus ihnen zurücktrat, und schrie ganz fassungslos:

„Herr Jesus, nur das nicht! Nur das nicht!“

Von da an sprach er kein Wort wieder darüber, allein seine Gedanken waren immer darauf gerichtet und sein lebhafter Geist brütete über Plänen, wie zu handeln sei, um seinen Bruder von diesem Verdachte zu reinigen.

Ganz sonderbar gleichgültig kam ihm das Benehmen seines jüngsten Bruders vor, der zwar jetzt nicht mehr sang und Freiheits- und Vereinslieder dichtete, der aber mit ziemlicher Seelenruhe erklärte: es dulde ihn jetzt nicht in der Stadt — er werde wieder wandern, so wie Gottfried's That mehr an's Licht gebracht würde. Zu dieser Wanderung traf er denn auch alle Vorbereitungen und in ganz Osterleben war kein einziger Mensch, außer seinem eigenen Bruder Karl, der ihm dies verdacht hätte.

„Er hat kein Herz für seine Brüder," brummte dieser. „Er hat es niemals gehabt, obwohl wir, und namentlich Gottfried, seinetwegen schon manches Opfer gebracht haben. Wie hat ihn Gottfried geliebt — wie hat er ihn gepflegt, als er das Nervenfieber vor fünf Jahren hatte! Der Bengel ist herzlos —! Er spreizt sich auf mit edlen und hohen Gedanken, und es ist nichts dahinter als Eitelkeit. Fahr' nur hin! Gott wird mich schon stärken, daß ich, trotz

aller Verdachtsgründe, liebevoll und ergeben gegen meinen Bruder bleibe. Ach Gottfried, Gottfried — wenn ich doch nur wüßte! — —''

Er vermochte es nicht, den schmerzlichen, entwürdigenden Gedanken auszusprechen. Ein paar bittere Thränen traten in seine sonst so treuherzigen, schelmischen Augen und er schloß sein Selbstgespräch mit dem Ausrufe:

,,Wenn er gefallen ist, so hat ihm die Liebe dazu verholfen. Ja! Ja! Er sprach nicht davon, aber jetzt ist es mir klar — Katharine war der Abgott seines Lebens. Ja! Ja! Mir fällt es immer mehr wie Schuppen von den Augen. — Und ihretwegen wurde er ein — Dieb. Mein armer Gottfried!''

In Goltermann's Haus ging er nicht wieder. Von Liesel, die er jetzt nur verstohlen sah, um sie nicht auch mit in's schimpfliche Gerede zu ziehen, erfuhr er: daß Goltermann ganz gleichgültig, Frau Marthe ganz erschrocken und Schwester Johanne ganz betrübt sei. Aber Kathe wäre um zehn Jahr älter geworden und der alte Großvater hätte nirgends Ruhe.

Und diese Nachricht war richtig. Aus Katharinen hatte dieser Unglücksfall ein ganz anderes Frauenzim=

mer geschaffen. Sie brachte ihre meiste Zeit bei dem alten Großvater zu, der sie fast schonungslos mit seinen schlagenden Bibelsprüchen strafte für alle den Uebermuth, den sie bis jetzt gezeigt hatte.

Sie waren nicht gleicher Ansicht über die That Gottfried's und aus Kathens Vertheidigung, aus Kathens Urtheil über den jungen Vetter leuchtete so unverholen die allerinnigste Liebe zu ihm hervor, daß der alte Mann manchmal ganz erstaunt war.

„Warum, Du Unglückskind, hast Du mir denn nicht längst gesagt, daß Du den Gottfried so lieb hast?" fragte er eines Tages, als sie zu beweisen suchte, daß er nie einen schlechten Gedanken fassen, geschweige eine schlechte That vollführen könne.

„Ach — Großvater, ich hab' es selbst nicht gewußt," entgegnete sie traurig. „Ich ärgerte mich so oft über seine ernsten Verweise, daß ich nicht glauben konnte, es sei Liebe dahinter. Nun büße ich schwer."

„Ja. Es stehet in den Psalmen: „Ehe ich gedemüthigt ward, da irrete ich —""

„Aber es heißt weiter," unterbrach ihn Kathe lebhaft, „„nun aber halte ich dein Wort und du bist gütig und freundlich!""

„Sieh 'mal!" sagte der Großvater zufrieden

lächelnd. „Ich habe es ja noch neulich zum Gottfried gesagt: die Kathe ist inwendig gläubiger als sie es kund thut!"

„Er glaubte jedoch diesen Worten nicht, nicht wahr?"

„Nun —? Er schien mir sehr geneigt, ganz zufrieden mit allen Deinen Fehlern zu sein, wenn Du ihm nur freundlich bliebest. Aber Sirach sagt schon: „Wer viel plaudert, der macht sich feindselig, und wer sich Gewalt anmaßet, dem wird man gram". Dahin wäre es am Ende auch gekommen, wenn Du so fortgefahren wärest. Denn Sirach sagt auch: „Eine ungerathene Tochter läßt man sitzen und sie bekümmert ihren Vater, und welche wild ist, die ist beides, dem Vater und dem Manne eine Unehre und wird von beiden gehasset"."

„Großvater, Du bist zu hart," sprach Kathe demüthig, indem sie ihr Gesicht traurig an seinen Arm schmiegte. „Schone mich doch etwas, denn „es ist kein Wehe so groß als Herzeleid"."

Der Alte streichelte liebkosend des Lieblings Gesicht und sagte:

„Hoffe nur auf Gott, er wird's schon machen. Ich kann nur nicht begreifen, wie Du gegen Dinge,

die so klar sind wie das Licht der Sonne, noch streiten kannst. Du selbst giebst zu, daß Eifersucht den Gottfried geplagt, daß er Dich wahrscheinlich behorcht habe, als Du den Gerstenberg eingeladen; Du kannst nicht leugnen, daß Dir im Gespräche der Inspector vertraute, er müsse erst Geld abliefern — dann hast Du den Gottfried eilig nach Hause schlüpfen sehen und die Schneiderfrau sagt: er sei schnurstracks durch den Hag gerannt — und doch behauptest Du: Er kann den Inspector in seiner wüthenden Eifersucht gestochen haben, allein beraubt hat er ihn nicht."

„Das behaupte ich bis an meines Lebens Ende," sagte das Mädchen in feierlichem Tone. „Ich kenne den guten und braven Gottfried!"

„Nun, so möchte ich nur wissen, wie die Geschichte anders zu erklären wäre. Ich will Dir zugeben, daß ihn nur die Uebereilung zu einer so schändlichen That getrieben haben kann — aber gethan hat er es und kein Anderer."

Katharine schüttelte den Kopf.

„Er hat nicht einen Pfennig genommen, darauf lege ich sogleich einen Eid ab. Großvater," fuhr sie lebhafter fort, „trautest Du mir wohl zu, daß ich jemandem etwas entwendete?"

„Wie könnt' ich mein eigen Blut der Sünde zeihen!" — sagte ganz erschrocken der alte Mann.

„Nun — Gottfried ist tausendmal besser und rechtschaffener als ich. Du kennst ihn nicht so wie ich. Eine edlere Frömmigkeit giebt es nicht in der Welt! O — wenn er sanft und freundlich zu mir sagte: Katharine, laß Dich nicht von den neumodigen Erklärungen und Auslegungen der heiligen Schrift hinreißen, über dies heilige Buch zu spotten. Ihr Frauen habt das hingebende Gottvertrauen weit nöthiger als wir! — dann leuchtete ein solches Erbarmen, eine solche Milde aus seinen Augen, daß er mir wie — ach Großvater, verzeihe den gottlosen Vergleich —, daß er mir wie Jesus Christus selbst vorkam."

Der Großvater schien gerührt zu sein, allein sein Urtheil über den Verlauf und über die Veranlassung zur That war doch nicht erschüttert. Er konnte es nicht einsehen, daß Einer allein aus Leidenschaft getrieben ein Menschenleben in Gefahr bringen könne, und dann — wo war denn das Geld geblieben?

Und so, wie er, dachten fast alle Osterleber.

Der Inspector Gerstenberg hatte sich unterdessen so weit erholt, um ein Verhör aushalten zu können, und

es verbreitete sich eines Tages das Gerücht, daß der Criminalrath des Hamstedter Gerichtes, der mit der Untersuchung der Meier'schen Sache beauftragt war, auf dem Schlosse eintreffen werde.

Natürlich spannte sich nun die Neugier auf das äußerste, und der Umstand, welcher schon bekannt geworden war, daß Gottfried ruhig dabei beharre: er wisse von nichts! steigerte die Erwartungen, was dies Verhör herausstellen werde, auf's höchste. Bis jetzt hatte der Inspector, in einer ihm eigenthümlichen und noch durch die zurückgebliebene Nervenschwäche gesteigerten Furchtsamkeit, vermieden, das Mindeste von seinem Raubanfalle zu erzählen. Es war jedoch nun unvermeidlich, daß er sich in eine Schilderung desselben und in eine Beschreibung der Persönlichkeit seines Angreifers einlassen mußte. Da er aller Wahrscheinlichkeit nach den kürzlich erst zurückgekehrten Lohgerber Meier gar nicht kannte, so war davon ein entscheidender Beweis zu erwarten, denn Gottfried's Persönlichkeit war sehr auffallend.

Der Baron war, nachdem er seinen Geldverlust angezeigt und alle die Schritte gethan hatte, die nothwendig waren, wirklich abgereis't. Dadurch wurde dem Schloßgesinde freier Spielraum gestattet und es

benutzte diese Freiheit, um bei dem beabsichtigten Verhöre so nahe wie möglich zu sein.

Auch der Papiermüller Seidel fand sich am bestimmten Tage im Schlosse ein und verbarg sich mit einigen Andern in einem kleinen Cabinette, das, einen dunkeln Winkel des Schloßflügels ausfüllend, zur Garderobe benutzt wurde. Dadurch wurde er Ohrenzeuge des ganzen Verhörs, das aber noch nicht die Bestimmtheit in ihr Urtheil zu bringen vermochte, wie die Lauscher es erwartet hatten, weil der Criminalrath Rücksicht auf die augenscheinlich kränkliche Verfassung des jungen Mannes nahm.

Auf seine Frage: Ob er sich nicht erinnern könne, den Mann, der ihn niedergestochen, jemals gesehen zu haben, — antwortete Gerstenberg ängstlich:

„Ich habe überhaupt gar nicht Zeit gehabt den Mann anzusehen.“

„Könnten Sie mir wohl, ohne Aufregung und mit klarer Erinnerung erzählen, wie die That geschah?“

„O ja. Ich hatte einem schönen jungen Mädchen versprochen, zum Hochzeitsfeste ihrer Schwester nach Osterleben zurückzukommen, und ging deshalb rasch und sehr heiter meinen Weg. Als ich ungefähr

einige hundert Schritte im Mühlengange gemacht hatte, raschelte es neben mir. Ich hatte keine Ahnung, daß man mir nachstellen könne —''

,,Wußte niemand darum, daß Sie so bedeutende Summen bei sich führten?''

,,Nein. Außer dem Baron — niemand.''

,,Erzählen Sie weiter.''

,,Als ich das Rascheln hörte, sah ich hin nach der Stelle, wo das Geräusch herkam. Aber ehe ich in der unsicher machenden Dämmerung etwas erkennen konnte, fühlte ich mich hart am Arme gefaßt, derb geschüttelt und sogleich niedergeworfen.''

,,Fielen Sie von der Erschütterung, die Ihnen der Schreck und das unvorhergesehene harte Anfassen verursachte, oder wurden Sie wirklich niedergeworfen?''

,,Ich glaube — ich fiel mehr, als daß man mich niederwarf,'' sagte der Inspector etwas verlegen.

,,Nun? Und wann bekamen Sie die Stichwunde?''

,,Das weiß ich gar nicht. Ich habe gar keinen Schmerz gefühlt. Ich schrie heftig auf und fragte sehr laut: Was wollen Sie von mir? Dabei verwirrten sich die Gegenstände vor meinen Blicken und

ich sah nur noch, daß der Mann in's Gebüsch zurücksprang."

„Nun, dabei können Sie mindestens bemerkt haben, ob der Räuber groß oder klein gewesen ist."

„Mir kam er groß, sehr groß vor, allein die Dämmerung vergrößerte dergestalt die Gegenstände, daß ich zwei Kerle zu sehen vermeinte."

„Ihre Furcht half wohl der Dämmerung auch etwas nach," sagte der Criminalrath lächelnd.

„Ja, ich gestehe, daß ich furchtbar ängstlich war. Mir ist aber auch in meinem ganzen Leben dergleichen noch nicht passirt."

„Das glaube ich wohl. Erinnern Sie sich nun nicht, ob Sie Ihre Brieftasche noch besaßen, als der Mann im Gebüsche verschwand?"

„Ach, an die Brieftasche habe ich gar nicht eher wieder gedacht, als bis der Baron darnach fragte. Sie fand sich ja auch in meinem Rocke ganz glatt zugeschlossen, wie immer. Doch — halt — mein Herr, da fällt mir etwas ein —"

„Nun? in Bezug auf die Brieftasche?"

„Ja wohl. Es ist aber nur eine Vermuthung! Als ich mich endlich emporraffen wollte, da bemerkte ich erst, daß ich verwundet war, und versank in eine

halbe Bewußtlosigkeit, worin ich jedoch, wie ich bestimmt weiß, mehrmals tief stöhnte. Bei mir hatte sich der Mann nicht lange aufgehalten, doch lange genug, um mir die Brieftasche aus der Brusttasche des Paletots ziehen zu können. Als ich aber so halb bewußtlos da lag, da merkte ich plötzlich wieder eine menschliche Berührung. Eine Hand strich über mich hin und — ja, ich erinnere mich lebhaft — immer gewisser wird es mir — ich fühlte, daß man mir etwas in meine Brusttasche steckte. Gleich darauf verging mir die Besinnung."

„Sie glauben also, daß man die Brieftasche mitgenommen, geleert und Ihnen dann wieder eingesteckt habe?"

„Ich glaube und meine dies nicht bloß, ich weiß es jetzt ganz gewiß."

„Es war doch ein großes Wagestück und hatte gar keinen Zweck?"

„Verlassen Sie sich darauf, es ist so. Vielleicht hat man gefürchtet, die Brieftasche, welche meinen Namen trägt und sehr kenntlich ist, mitzunehmen."

„Ei, da wäre ein Schwefelhölzchen genug gewesen, um jede Entdeckung zu verhindern."

Gerstenberg antwortete darauf nicht, sondern ver-

sank in ein leichtes Nachdenken. Dann sagte er in einem sehr bestimmten Tone:

„Ich weiß jetzt ganz gewiß, daß nochmals jemand bei mir gewesen ist und mich mehrmals berührt hat. Derselbe kam bei seiner Beschäftigung mit der Brieftasche an meine linke Schulter, was mich sehr schmerzte und woraus ich schloß, daß dort meine Wunde sein mußte. Der Mörder ist also jedenfalls zurückgekehrt, da nur er die Stelle sogleich finden konnte, wo ich lag.“

„Würden Sie den Mann, seiner Größe und seiner äußern Erscheinung nach, wohl wieder erkennen können? Besonders wenn er, von Ihnen abgewendet, rasch davonginge?“

„Genau weiß ich das nicht,“ entgegnete zögernd der junge Mann, „aber ich muß Ihnen gestehen, mir schwebt mehr ein männliches Bild von entschieden vornehmem Wesen vor, als ein Mann aus dem gemeinen Volke.“

Der Criminalrath stutzte merklich und hob den Kopf etwas höher.

Im Cabinette nebenan hörte man einen unterdrückten Ruf des Schreckens und die halblaut geflüsterten Worte:

„Ach Gott — er ist es gewesen!“

Wirklich diese Bemerkung verdächtigte den Lohgerber Meier um ein Bedeutendes mehr als alles, denn ein so entschieden stattlich vornehmes Wesen fand man selten bei einem Manne aus dem Handwerksstande, und den Criminalrath selbst hatte seine Persönlichkeit sehr frappirt.

„Wissen Sie, daß man einen Mann aus der Stadt als verdächtig verhaftet hat?“

„Ja, man hat es mir gesagt.“

„Kennen Sie den Mann?“

„Nein!“

„Wurde er Ihnen jemals beschrieben?“

„Nein!“

„Hatten Sie die Besinnung schon ganz verloren, als Sie gefunden wurden?“

„Ja. Aber als ein Mensch an meinen Fuß stieß und gleich darauf laut aufschrie: Herr Jesus, mein Heiland, hier liegt ein Todter! da erkannte ich doch die Stimme des Papiermüllers Seidel und dankte im stillen Gott, daß er diesen braven Mann gesendet hatte. Darnach verlor ich das Bewußtsein völlig und kam erst wieder zu mir, als ich hier im Schlosse angelangt war.“

„Ich will Sie heute nicht weiter aufregen, liebster Inspector, da ich nun das Nöthigste weiß. Wenn Sie wieder ganz hergestellt sind, so werde ich Sie bitten lassen in Hamstedt zu erscheinen.“

Gerstenberg gab ihm seine Zusage, dort gern seine weitern Erklärungen zu machen.

Nachdem diese Aussage gehörig unterschrieben und ihre rechtskräftige Sicherheit festgestellt war, schritt der Criminalrath zu den weitern Vernehmungen der Personen, die bei dem Auffinden und Herschaffen des Inspectors zugegen gewesen waren. Man bemerkte in allen diesen Verhören eine ganz besondere Aufmerksamkeit des Inquirenten auf die erste Entdeckung: daß Geld fehle. Aber die grundehrlichen Mienen, so wie das ganze Verhalten dieser Personen, erstickten schon im Keime den Verdacht, daß erst später der Raub vollführt sei.

Am Nachmittag waren alle Geschäfte im Schlosse abgethan und nachdem die Gerichtspersonen noch die zerstochenen Kleidungsstücke, die von dem geflossenen Blute ganz steif standen, in Beschlag genommen hatten, setzten sie sich in ihren Wagen und fuhren schnurstracks nach Osterleben.

Hier erregte ihre Ankunft einen wahren Aufstand.

Von einem Zuge von Leuten, zwar ehrerbietig, aber sehr beharrlich begleitet, gingen sie zuerst in das Haus der Meier'schen Brüder, um eine Haussuchung anzustellen. Sie fanden nichts, gar nichts, obwohl die Entfernung Gottfried's doch sehr jäh geschehen war und er weder mit einem seiner Brüder, noch mit einem andern Hausgenossen eine Verabredung hatte treffen können.

Das versetzte den Criminalrath in ein kleines Staunen und führte ihn zu seiner ersten Ansicht, daß Gottfried nicht der Thäter sei, zurück. Das unverkennbare Gepräge eines festen, aber ruhigen Sinnes, welches Gottfried's ganzes Wesen trug, hatte ihn gleich anfangs überrascht, und wenn er auch im Verlaufe der Untersuchung an so manche Scrupel gestoßen war, die allerdings gegen Gottfried Zeugniß geben konnten, wenn er auch die Festigkeit seines Sinnes in eine eigensinnige Verschlossenheit und in ein unangenehm wortkarges Verhalten übergehen sah, so wie sein Inquirent schärfer auf ihn eindrang, so regte sich doch immer ein gewisses Gefühl in ihm, das diesen Menschen von der Schuld frei zu sprechen suchte. Aber die Aussage Gerstenberg's häufte wieder den Verdacht. Hätte man das Mindeste gefunden, was an die blutige

That erinnern mußte, hätte man Papiergeld vorgefunden oder eine gewisse Unruhe an den Brüdern gemerkt, so wären die Verdachtsgründe gestiegen. So aber herrschte eine Ruhe und eine Ordnung in dem Hause, als sei gar nichts geschehen, was stören könne. Die finanziellen Verhältnisse waren in der besten Ordnung. Das Lohgerbergeschäft ging unter der Leitung des ehrlichen Altgesellen, der es schon die drei Jahre über beaufsichtigt hatte, ruhig seinen Gang. Der junge Schuhmacher hatte sich gemüthlich eine kleine Werkstatt an dem einen Fenster der großen Stube aufgeschlagen, während sein Bruder Theodor auf einem Tische seine Schreib- und Zeichenmaterialien ausgebreitet hatte. Beide Brüder beantworteten die an sie gerichteten Fragen bestimmt und sehr bescheiden, aber man hörte es ihren Antworten an, daß sie eine viel zu große Liebe und eine viel zu hohe Achtung vor ihrem ältesten Bruder hatten, um zu glauben, daß er solcher Thaten fähig sei.

Der Eindruck des ganzen Hauses und seiner Bewohner war offenbar ein günstiger, bis zu dem Momente, wo der Criminalrath nach dem gewöhnlichen Messer Gottfried's fragte und es zu sehen verlangte.

Karl holte es herbei und sagte treuherzig:

„Es ist mir aufgefallen, daß mein Bruder das Messer nicht mitgenommen hat, da er es gewöhnlich in der Tasche bei sich trägt.“

Der Criminalrath untersuchte das Messer genau und fragte angelegentlich, ob es seitdem gebraucht sei. Man verneinte es und der Actuar nahm es auf einen Wink des Criminalrathes und entfernte sich damit. Während jener fort war, ließ dieser die Schneiderfrau vorführen und sich alle jene Umstände, die sie damals dem Sergeanten mitgetheilt hatte, wiederholen. Gerade als sie mit ihrer Erzählung fertig war, trat der Actuar wieder ein und sagte lakonisch: „Es paßt auf's Haar!“

Der Criminalrath schloß nun mit einiger Eile die Verhandlungen und verfügte sich mit seinem Actuar in's Goltermann'sche Haus. Er fand dort niemand als den alten Großvater und Katharinen. Aber das waren gerade die Personen, welche er suchte. Zuerst bleichte der Schreck die Wangen des jungen Mädchens, denn sie hatte, wie alle Frauenzimmer, einen heillosen Respect vor allen Gerichtsverhandlungen; dann faßte sie sich und nahm sich vor, nur auf die an sie gerichteten Fragen zu antworten. Der Großvater schien sich ein Gleiches vorgenommen zu haben. Seine Ant-

worten verriethen nichts von dem, was er fürchtete und hoffte, sondern stellten nur erzählend die Einwirkung des Ereignisses auf die Hochzeitsgäste dar. Als der Inquirent fragte: Sie hatten ja wohl den Inspector zur Hochzeit gebeten? Da autwortete er gleichmüthig:

„Ich nicht, mein Herr Rath. Ich kenne den Herrn fast gar nicht. Darüber kann Ihnen Katharine am besten Auskunft geben.“

Nun wendete sich der Criminalrath an das junge Mädchen, das sehr ernsthaft dastand.

„Kennen Sie den Inspector genauer?“

„Ich habe ihn zweimal in der letzten Zeit und einmal im Monat Mai, wo er erst in unsere Gegend kam, gesehen.“

„Es ist also kein Verhältniß zwischen Ihnen und ihm, das irgend jemand unangenehm sein könnte.“

„Nein. Ich stehe mit ihm in gar keiner Berührung.“

„Sie hätten ihn eingeladen, sagt er.“

„Da übertreibt der Herr Inspector. Die Worte weiß ich nicht mehr genau, allein so viel ist mir erinnerlich, daß er Lust zu tanzen bezeigte und daß ich

darauf entgegnete: er solle mit hineinkommen, es würde dem Vater eine Ehre sein."

„Wer hörte das?"

„So viel ich weiß, niemand. Ich stand mit ihm auf dem Feldfußsteige."

„Ging niemand vorüber?"

„Nein."

„Begegnete Ihnen niemand?"

„Nein."

„Vermißten Sie den Lohgerber Meier sogleich nach Ihrer Rückkehr?"

Katharine verfärbte sich und blieb die Antwort schuldig. In ihrer Brust erhob sich ein Kampf, worin die Angst vor einer Unvorsichtigkeit mit der Wahrheit rang.

„Haben Sie mich nicht verstanden?" fragte der Criminalrath strenger.

„O ja. Aber ich sann nach, wann ich zuerst entdeckt habe, daß er nicht mehr da sei. Ich glaube, es fiel mir gleich auf, als ich zurückkam. —"

„Hatten Sie einen unbestimmten Verdacht bei dieser Entdeckung?"

„Gott bewahre mich! Es ist gar nicht gegen die Sitte, daß die jungen Leute sich ein Stündchen von

dem Lustgelage einer Hochzeit zurückziehen und nach Hause gehen."

„Aber doch riefen Sie mit Entsetzen den Namen Gottfried?"

„Das weiß ich selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin."

„Sind Sie wohl ganz wahr bei dieser Aussage?"

Katharine sah furchtlos in das Auge des Fragenden und antwortete:

„Gott verzeihe mir, wenn ich durch diesen unglückseligen Ausruf den Verdacht gegen den besten Menschen auf der Welt geweckt habe."

„Welchen Verdacht denn?"

„O, Herr Rath, ich kann es doch wohl, ohne besondere Klugheit, errathen, daß Gottfried Meier nicht zum Spaß nach Hamstedt geführt ist und daß Sie mich nicht zum Vergnügen hier examiniren."

„Nun, so können Sie auch eben so gut wissen, daß die größte Offenheit hier mehr nützt als schadet."

„Ich will Ihnen ja alles gern sagen, was ich weiß."

„Kennt Meier den Inspector Gerstenberg?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe nie mit ihm von Gerstenberg gesprochen."

„Nun habe ich Sie nur noch über einen Punkt zu befragen. Hat Ihnen Gerstenberg erzählt, daß er Geld bei sich habe?“

„Ja.“

„Hat er Ihnen gesagt, wie viel?“

„So viel ich mich erinnere, nein.“

„Hat das jemand gehört?“

„Wir standen allein auf dem Feldfußsteige.“

„Haben Sie es niemand erzählt?“

„Ja, meinem Großvater.“

„Wann geschah das?“

„Gleich nachdem ich wieder in's Haus getreten war.“

„Konnte das jemand hören?“

„Das kann möglich sein —. Ich weiß nur, daß wir in der Ecke des Hausflures standen, wo die Küchenthür ist.“

„Wer war in der Küche?“

„Niemand, so viel ich weiß.“

„Und Sie sahen in Ihrer Nähe niemand?“

„Bewahre. Sonst wäre ich dort fortgegangen, denn mein Großvater machte mir Vorwürfe darüber, daß ich den jungen Herrn eingeladen habe.“

„Warum machte er Ihnen deshalb Vorwürfe?“

„Er meinte, es sei für ein junges Mädchen unschicklich.“

„Und bei dieser Gelegenheit erzählten Sie ihm von dem Gelde?“

„Ja. Er wollte den Inspector aufsuchen, um die Einladung auf sich zu nehmen. Da sagte ich ihm: Gerstenberg trüge erst Geld nach Hause.“

„Wie lange vorher war dies Gespräch, bevor die Nachricht seines Anfalles eintraf.“

„Kaum eine Viertelstunde nachher kam der Vetter Seidel und machte Spectakel.“

„Wie lange geht man bis zu der Stelle, wo Gerstenberg lag.“

„Auf dem nächsten Wege eine Viertelstunde.“

Er fragte noch Einiges über die Entfernungen und sagte dann ernst:

„Ich will wünschen, daß Sie mir in allen Stücken soweit wie nur möglich die Wahrheit gesagt haben, denn ich wiederhole Ihnen, diese Sache kann durch die rückhaltloseste Offenherzigkeit nur gewinnen.“

Katharine sah nachdenklich vor sich nieder. Es regte sich ein Gefühl in ihrer Brust, das ihr zuschrie: Vertraue dich dem Manne, er meint es gut und wird Euch helfen. Aber dann wachte die Angst wieder

auf, die ihr in dem Inquirenten den Quälgeist Gottfried's zeigte, und sie drängte die Worte der Wahrheit gewaltsam zurück. Wie sehr Unrecht sie hatte, vor dem die Wahrheit zu verhehlen, der sie von Gottes= und Rechtswegen von ihr fordern konnte, das wird sich bald zeigen. — — —

Mit dem Messer, dem einzigen vorgefundenen Beweise, in der Hand, empfing am nächsten Tage der Criminalrath in Hamstedt den Angeschuldigten im Verhörzimmer. Gottfried sah bleicher aus als sonst, aber eine feste Entschlossenheit und eine ruhige Ergebung leuchtete aus seinem Auge. Sein Richter begrüßte ihn freundlich und sagte ihm:

„Von dem Inspector Gerstenberg kann ich Ihnen die besten Nachrichten bringen — er ist ziemlich hergestellt."

„Gott sei Dank," entgegnete Gottfried.

„Warum danken Sie Gott dafür?"

„Weil mit seiner Genesung doch hoffentlich meine Haft ein Ende nehmen wird."

„Wer weiß," sagte gleichgültig der Criminalrath. „Es haben sich doch noch verschiedene Indicien gegen den, der den Stich auf den Inspector führte, herausgestellt. Nun — Sie werden das am besten wissen?"

„Ich weiß nichts, mein bester Herr Rath.“

„Der Inspector hat viel Geld bei sich gehabt —“

„Nun!“ fragte Gottfried gespannt und seine Augen wurden größer.

„Nun, das ist natürlich von dem Mörder mitgenommen —“

„Allmächtiger Gott! —“ schrie der arme Mensch ganz außer sich — „und das soll ich gethan haben“ — setzte er dumpf hinzu. Seine Brust arbeitete fürchterlich — kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn — er rang nach Fassung, aber ein Thränenstrom stürzte aus seinen Augen.

Der Criminalrath trat, im höchsten Grade bewegt, zu ihm heran und legte die Hand auf seinen Kopf. Als was sollte er diese Erregung betrachten? War sie ein Beweis seiner Schuld? Oder beugte ihn dieser schmähliche Verdacht?

Es vergingen mehrere Minuten, ohne daß Beide ein Wort sprechen konnten.

„Herr, mein Gott — ich beuge mich dieser Schmach —“ flüsterte endlich Gottfried vor sich hin. „Das — das ist fürchterlich —!“

„Erleichtern Sie Ihr Herz, Meier,“ sprach im

Tone des höchsten Wohlwollens der Rath und reichte ihm die Hand.

Gottfried griff darnach und drückte sie heftig zwischen der seinen. Dann richtete er seine Augen voll und groß auf den Mann, der so gütig gegen den vermeinten Verbrecher sein konnte. In seinem Gesichte malte sich ein harter Kampf; es verrieth sich in dem ganzen Ausdrucke seiner Blicke das Bedürfniß, ein Geheimniß von dem Herzen los zu werden, eine drückende Last von der Brust zu schütteln. Eine volle Minute währte dieser Kampf — seine Gestalt richtete sich unwillkürlich stolzer auf und sein Auge begann zu glänzen. Da strich plötzlich wie ein sengender Blitzstrahl eine Erinnerung durch ihn hin — er legte die Hand an die Stirn, dann wurde er todtenblaß.

Der Criminalrath war ein viel zu erfahrner Mann, um nicht zu merken, daß der günstige Augenblick zu einem Bekenntniß vorüber sei.

„Also, Sie wollen es darauf ankommen lassen,“ sagte er etwas zurücktretend und den Blick scharf auf ihn richtend, „Sie wollen es wirklich darauf ankommen lassen, daß ich Sie durch Beweise überführe?“

„Ich muß es darauf ankommen lassen,“ murmelte Gottfried mit zusammengebissenen Zähnen. „Ich muß!

Mein Unglück ist größer, als Sie denken, mein Herr! Ich muß alles tragen, was man über mich verfügen wird. Was thut es denn auch nun noch für Schaden — ich bin fertig mit dem Leben —. Vielleicht wäre es gut gewesen —." Er brach ab, senkte seinen Kopf tiefer nieder und setzte mit einem erschütternd traurigen Tone hinzu: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich bin auf alles gefaßt, aber — ich weiß von nichts!"

Nach dieser Erklärung blieb dem Rathe nichts weiter übrig, als das gewöhnliche Verhör beginnen zu lassen und ihm das Messer mit der Frage: ob es das seine sei, vorzulegen.

Gottfried erkannte es an und hörte ziemlich stumpfsinnig zu, als ihm darauf durch die genau passenden Schnitte in den Kleidungsstücken bewiesen wurde, daß mit demselben der Stich geführt sei. Sein Geist schien sich in so traurigen Grübeleien versenkt zu haben, daß ihm alles gleichgültig war, was mit ihm vorgenommen wurde. Er gab jedoch nicht die geringste Blöße in seinen Erklärungen, verwickelte sich nicht ein einzig Mal in seinen Antworten, sondern beschränkte sich fast ganz auf so kurze und bestimmte Verneinungen, daß ihm gar nicht beizukommen war. Er bewies in seinem

Verhalten deutlich, daß selbst der beste Mensch ganz falsche Begriffe von Recht und Unrecht haben und auf einer einmal gefaßten Meinung eben so beharrlich wie eigensinnig verharren kann.

Die gerichtlichen Verhandlungen nahmen ganz in der Weise, wie die eingeschalteteten Verhöre zeigen, ihren Fortgang. Es gelang dem Criminalrathe nicht, auf Gottfried einzuwirken; weder die nach und nach sich häufenden Beweise, noch die schlauesten Fragen brachten ein anderes Resultat hervor als seine einfache Erklärung:

„Ich muß alles tragen, was Sie mir aufbürden, allein ich weiß von nichts.“

Zu jeder andern Zeit, bei jeder andern Untersuchung würde der Rath in Entrüstung über eine solche Hartnäckigkeit aufgeflammt sein, aber ein seltsamer, immer gleichbleibender Zug des Mitleidens besänftigte jede Zorneswallung und veranlaßte ihn zu einer großen Milde gegen den jungen Mann, der von Tag zu Tag trauriger und gebeugter erschien.

Es war nach ganz kurzer Zeit alles festgestellt, was nur zur Beweisführung gegen Gottfried dienen konnte. Sachverständige bekundeten, daß die Schnitte

in den Kleidungsstücken ganz ohne Zweifel von dem Messer herrührten, das Gottfried als das seine anerkannt hatte. Mehrere Leute beschworen es, daß sich dieser fast zur selben Minute dort befunden haben müsse, wo der Mordanfall geschehen sei, und es blieb nun nur noch eine Confrontation des Inspectors mit Gottfried übrig, um die Entscheidung und den Schluß dieser trübseligen Untersuchung herbeizuführen.

Gerstenberg hatte diese Confrontation immer noch hinauszuschieben versucht. Jetzt endlich trieb ihn eine wiederholte und dringende Aufforderung des Hamstedter Inquisitoriats zu dem lange gefürchteten Schritte, der ihn in die unangenehme Nothwendigkeit versetzte, einem Menschen nahe zu kommen, welcher so bösartige Gesinnungen gegen ihn gezeigt hatte und der ihn zwang, mit seiner entscheidenden Erklärung das Glück eines ihm ganz unbekannten Menschen zu gefährden.

Er kam zeitig in Hamstedt an. Seine Sorge trieb ihn sogleich zu dem Criminalrathe, dem er mit unverkennbarer Zaghaftigkeit von neuem versicherte, wirklich nichts Gewisses gesehen zu haben. Der Criminalrath sprach ihm Muth ein und versprach, die Confrontation so schonend wie möglich einzurichten, aber er verlangte ernst sein Ehrenwort, daß er der

strengsten Wahrheit gemäß seine Erklärung abgeben solle.

Nachdem Gerstenberg dies versprochen hatte, verabredete man sich, daß auf ein gegebenes Zeichen mit der Klingel Gerstenberg nach kurzer Frist unangemeldet eintreten und vorgeben solle: er habe nothwendig mit dem Rathe zu sprechen.

„Weiter haben Sie nichts nöthig zu sagen und zu thun," sprach der Rath. „Ich werde Sie ersuchen einen Augenblick zu warten und Ihnen dabei Gelegenheit geben, den Gang und die Haltung des Meier in verschiedener Art betrachten zu können."

Gerstenberg war mit diesem Vorschlage zufrieden und ging getrösteter zurück in seinen Gasthof, um dort die bestimmte Stunde des Verhörs abzuwarten.

Während der Zeit rüstete sich Gottfried zu demselben mit weit weniger Sorge und Furcht als sein Gegner. Ganz ahnungslos legte er dieselben Kleider, die er bei seiner Verhaftung getragen hatte, an und glaubte der Vorspieglung des Gefangenaufsehers, als dieser als Grund dieser Abweichung von den gewöhnlichen Gebräuchen angab: seine Gefangenkleider sollten unterdeß gereinigt werden.

Das Verhör begann. Obwohl Gottfried den Rath

ernster als sonst fand, so brachte ihn doch auch dieser Umstand nicht im entferntesten auf die Vermuthung, daß dieses Verhör im Stande sei, einen bedeutenden Einfluß auf sein ferneres Schicksal zu haben. Er beantwortete alle Fragen wie sonst, gab nichts zu, schüttelte bei allen Ermahnungen zur Wahrheit nur traurig den Kopf und reizte endlich dadurch den Richter zu dem eigentlich auch von ihm gefürchteten Schritt der Entscheidung.

Noch einmal forderte ihn der Rath auf, sich ihm anzuvertrauen — dann griff er zur Klingel und gab das Signal, doch so, daß Gottfried nichts davon sah.

Mit welcher Spannung jetzt der Criminalrath und selbst sein weniger dabei interessirter Actuar den armen Gottfried beobachtete, das läßt sich denken. Aber auch dies vergebens. Denn dieser sah, ohne irgend ein Zeichen von Erschrecken, plötzlich einen jungen und eleganten Herrn eintreten und auf den Rath zugehen. Er hörte ohne den geringsten Argwohn die wenigen Worte, die zwischen beiden Herren gewechselt wurden, denn er erkannte den Inspector, den er niemals in der Nähe gesehen hatte, dessen Stimme von ihm nur so flüchtig gehört war, durchaus nicht wieder.

Schon begannen die Gerichtspersonen aus der un-

gestörten Seelenruhe des Inculpaten die vortheilhaftesten Schlüsse zu ziehen, schon triumphirte der Rath, daß seine innere Stimme ihn nicht betrogen habe, als sie mit Widerwillen diesen Mann eines Verbrechens schuldig glauben sollte, da wendete sich der Inspector, der nur mühsam eine gewisse gleichmüthige Haltung beizubehalten suchte, nach der Seite um, wo Gottfried mit etwas gebeugtem Kopfe zwar, aber doch mit dem Anstand dastand, der ihm ganz unverkennbar von Natur eigenthümlich war.

Der Blick des Rathes suchte in diesem Momente den Eindruck zu erlauschen, den der Gefangene auf Gerstenberg machen würde, und da sank seine Hoffnung in tausend Trümmern zusammen, denn dieser verrieth in seinem jähen Erblassen, in dem unwillkürlichen Zurücktreten und in dem starren Blicke der Ueberraschung, daß hier gar kein Zweifel mehr aufkommen könne.

Der Rath griff schnell nach dem Klingelzuge und sagte zu Gottfried, als der Gefangenwärter in der Thür erschien:

„Treten Sie ab. Ich muß einen Augenblick mit diesem Herrn allein sein.“

Gottfried ging und Gerstenberg's Auge folgte ihm mit allen Anzeichen einer innern Ueberzeugung.

„Er ist es! Wahrhaftig — er ist es!“ rief er schaudernd, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte. „Das ist das Bild, welches mich noch jetzt immerfort in meinen Träumen verfolgt! Diese Gestalt sah ich bei mir stehen, als ich auf das Geräusch im Gebüsche meinen Blick seitwärts wendete — ja! Ja, ich kann auf Ehre versichern, dieser war der, welcher mich meuchlings überfiel.“ Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, um die sichtliche Bestürzung, worein er durch diese unerwartete Erscheinung versetzt war, zu verbergen. Sein schwaches, fast unmännliches Gemüth befand sich in einer Aufregung, die an abergläubische Furcht grenzte.

„Und Sie sind überzeugt,“ begann der Rath nach einer ziemlich langen Pause mit tief bewegtem Tone, „Sie sind fest und unerschütterlich überzeugt, daß er es ist?“

„Ja! Ja! Der und kein Anderer.“

„Würden Sie auch des Stimmentones sich erinnern?“

„Ja,“ rief Gerstenberg sehr lebhaft. „Seit dem Augenblicke, wo ich in Wirklichkeit gesehen habe, was

mir bis dahin nur als Traumgestalt vorschwebte, seit dem Augenblicke erinnere ich mich an alles! Seine ganze Rede, die er an mich richtete, bestand zwar nur in den zwei Worten, welche er auf meinen Ausruf: was wollen Sie von mir? antwortete: „Dein Herzblut!" Aber der Ton war so ausdrucksvoll, so klingend, daß ich gewiß auch diese Stimme wieder erkennen werde."

„Aber, mein Himmel, davon haben Sie mir ja kein Wort bis jetzt gesagt? Warum verhehlten Sie das?"

„Herr Rath, ich hielt ja alles für einen Traum, für einen Fiebertraum, den ich mit geheimem Schrecken sich oft wiederholen sah in meinem nächtlichen Schlummer."

Der Rath seufzte, denn die Stimme des Gefangenen hatte allerdings jene ergreifende, ausdrucksvolle Tiefe, die man nicht wieder vergißt, wenn man sie einmal gehört hat. Er befahl den Gefangenen wieder hereinzuführen.

„Kennen Sie diesen Herrn?" fragte er gleichgültig. „Erinnern Sie sich nicht, Meier, ihn je gesehen zu haben?"

Gottfried hätte nicht der denkende Mensch sein

müssen, der er war, um nicht sogleich zu wissen, wen er vor sich sehe. Er benutzte die kurze Secunde, welche ihm sein prüfendes Anschauen verstattete, um seiner Stimme die nöthige Festigkeit zu geben.

„Diesen Herrn?" fragte er dann.

Gerstenberg zuckte zusammen und rief, voreilig gemacht durch seine Ueberraschung, aus:

„Jetzt schwöre ich darauf, daß dieser es war!"

Gottfried senkte die Augen. Ein furchtbarer Schmerz verzog seine sonst so ruhigen Gesichtszüge.

„Nun?" fragte der Rath etwas barscher. „Nun? Kennen Sie ihn?"

„Ich vermuthe, daß es der Inspector Gerstenberg ist, den ich beraubt haben soll!" entgegnete Gottfried mit dumpfem Tone. „Aber, mein Herr —" setzte er hinzu, plötzlich vortretend, so daß der Inspector in einer Anwandlung von Schreck und Furcht bis zum Fenster zurückwich, „aber — es soll mich die gräßlichste Vergeltung treffen, — ich will die furchtbarsten Qualen auf mein Haupt rufen — wenn ich einen Pfennig Ihres Geldes in meinen Händen gehabt habe. Machen Sie, was Sie wollen —! Sie selbst wissen, daß wir uns nie im Leben begegnet sind —! Ich bin zu jeder Strafe bereit! Aber ich werde nie etwas

Anderes über diese Lippen bringen können, als — ich weiß nichts! Gott möge mir gnädig sein!“

Gerstenberg zitterte sichtlich bei diesem erschütternden Ausrufe, der das Gepräge der vollsten Wahrheit trug; allein er sagte trotzdem noch mehrere Male:

„Es thut mir leid! Wahrhaftig es thut mir von Herzen leid, lieber Meier — aber Sie sind es gewesen! Bei Gott im hohen Himmel — Sie sind es gewesen, der mich angefallen hat!“

Der Criminalrath fand diesen Zeitpunkt geeignet, nochmals mit den eindringlichsten Aufforderungen und mit den ernstesten Ermahnungen zur Wahrheit auf Gottfried einzugehen, um ihn zu einem Geständnisse zu bewegen.

Vergebens! Es machte keinen Eindruck auf ihn, ob ihm der Rath für den Fall eines offenen Bekenntnisses eine mildere Strafe verhieß oder ob ihm Gerstenberg in seiner Gutmüthigkeit die Hand darbot zur Vergebung. Er versank in ein tiefes Nachdenken, eine Art Verzweiflung malte sich in seinem sehr sprechenden Mienenspiel, aber er sagte nicht eine Sylbe, die zur Aufklärung seines mehr als sonderbaren Betragens hätte dienen können.

Nachdem alles erschöpft war, was eine menschliche

Zunge an Ueberredung nur darbieten kann, ließ der Criminalrath ihn wieder abführen, und die beiden Herren tauschten nun ihre Meinungen über den seltsamen Charakter dieses Mannes aus.

„Ich gäbe wer weiß was darum," rief der Rath, „wenn ich ihn begreifen und wenn ich seinen starren Willen beugen könnte."

„Und ich," sagte Gerstenberg gutmüthig, „ich wollte das Geld, das mir entwendet ist, gern aus meinen Mitteln ersetzen, wenn ich es ungeschehen machen könnte. Was hat den Mann veranlaßt mich anzugreifen, wenn er es wirklich nicht des elenden Geldes wegen gethan hat? Ich bin erst seit kurzer Zeit in dem Dienste des Barons und habe gar keine Gelegenheit gehabt, irgend einen Menschen so arg zu kränken, daß er sich blutig rächen möchte. Auch, glaube ich, sind wir über dies Zeitalter der wilden Leidenschaftlichkeit hinaus —"

„Nicht ganz, bester Inspector," unterbrach ihn der Rath. „Im Volke herrscht noch ein wildes Feuer, und mir scheint die Natur dieses Meier ganz geeignet, in so tolle Flammen auszubrechen, daß er alles, alles vergessen kann."

„Ich habe ihn vorher nie gesehen!"

„Das eben erstickt jeden Verdacht zu eigenmächtiger Selbsthülfe.“

„Wenn ich ihm eine Geliebte abwendig gemacht hätte,“ sagte der Inspector mit Lächeln und in einem etwas leichtfertigen Tone, „aber ich habe gar kein Liebesverhältniß in dieser Gegend angeknüpft.

„Mein erster Gedanke ging auch dahin,“ entgegnete der Rath ernsthaft, die leichtfertige Miene Gerstenberg's betrachtend, „und zwar fiel mir der Umstand in Ihrer Erzählung auf, daß Sie mit dem sehr schönen Mädchen, der Katharine Goltermann gesprochen hatten, allein es wurde mir jede Spur durch die ganz kalte Haltung dieses Mädchens abgeschnitten. Katharine zeigte weder Interesse für Sie, noch besonderes Wohlwollen für den Meier. Darnach mußte ich annehmen, daß nur der Zufall das Mädchen dazwischen gebracht hat.“

„Ich habe Käthchen nur dreimal gesehen.“

„Das sagt sie auch. Nun — die Sache geht zum Schluß. Seine Strafe wird, nach den heutigen Auftritten, die denn doch starke Beweise gegen ihn enthalten, nicht gering sein und er hat sich die Verschärfung selbst zuzuschreiben. Es wäre nach einem offenen Bekenntnisse wohl möglich gewesen Milderungs=

gründe für ihn aufzufinden. Diese Gnade hat er sich durch sein starrköpfiges Leugnen verscherzt."

Gerstenberg ritt sehr gedankenvoll heim. Seine Einbildungskraft beschäftigte sich immerwährend damit, Ursachen zu der That Gottfried's aufzusuchen, die den Raub des Geldes ausschlössen. Es drangen sich ihm allerhand Gründe auf, aber bei näherer Beleuchtung fielen sie als unhaltbar ganz zusammen, und er kam darauf zurück wie alle andern Leute, daß Gottfried Kundschaft von der Summe erhalten haben müsse, die er bei sich getragen, und daß die Begierde, reich und angesehen werden zu wollen, den Satansgedanken in ihm geweckt habe.

Durch Gerstenberg verbreitete sich die Nachricht von dem traurigen Schluß der Untersuchung bald allenthalben. Auch die Brüder Gottfried's erhielten sie sogleich nach seinem Wiedereintreffen auf dem Schlosse durch den Papiermüller.

Auf Theodor machte sie nur wenig Eindruck, während Karl ganz außer sich gerieth und weder essen noch trinken wollte.

„Es ist unangenenehm," sagte der Erstere mit etwas verächtlichem Tone, „daß in unserer sonst so

hochgeachteten Familie solch ein Scandal geschehen muß. Was würden die Eltern dazu sagen —“

„Schweig nur! Schweig nur!“ rief der Schuhmacher heftig. „Jedes Deiner Worte ist ein Dolch für mein Herz. Wenn ich doch allwissend wäre! Wenn mir doch Gott, der Allmächtige, helfen wollte den Schurken zu entdecken, der die Niederträchtigkeit gehabt hat, das Geld zu nehmen —!“

„Nun, wer den Stich vollführt hat,“ unterbrach ihn Theodor, „der wird das Geld auch —“

„Nein! Tausendmal: Nein! Nein! Hier waltet ein schändlicher Zufall —! Ach, mein Bruder Gottfried — was magst Du leiden?“

Der arme Mensch legte seinen Kopf auf die Hände und fing bitterlich an zu weinen. Theodor fand dies wahrscheinlich mit seinen Ideen vom Edelmuth und Freiheitssinn eines Mannes nicht verträglich, deshalb schlich er hinaus und ließ den Schuster allein mit seiner überwältigenden Trauer.

Auch Käthchen hörte, daß sich nun der Tag der Verurtheilung nähere. Sie trug ihre Angst und ihre Beklommenheit, ihren Schmerz und ihre Klagen hinüber in das kleine Altentheil, wo der Großvater, jetzt auch sehr still und wortkarg, hausete. Nur hier ließ

sie ihren Thränen freien Lauf, und nur hier fand sie Trost. Schon lange hatte der alte Mann aufgehört, sie mit den Aussprüchen der weisen Männer aus dem alten Testamente zu geißeln. Es war jetzt leider mehr Grund vorhanden, ein gänzlich trostloses Gemüth und einen ganz gebeugten Geist christlich zu erheben.

„Es ist ein hartes Geschick, meine gute Kathe," sagte er traurig, als sie ihm erzählt hatte, was Gerstenberg von der Confrontation und ihren Folgen mitgetheilt, „ja, ich kann sagen, in vieler Hinsicht ein unverdientes; aber „schicket Euch in die Zeit, wenn es auch eine böse Zeit" kannst Du schon in der heiligen Schrift lesen. Es folgt ja dem Regen oft plötzlich der Sonnenschein, warum willst Du ganz verzagen?"

„O, mir scheint nie wieder des Glückes Sonne," schluchzte sie. „Was kann es mir helfen, wenn nun die Jahre des Trübsals verflossen sind? Ich weiß mein Schicksal schon —!"

„Wie kannst Du so vermessen reden! „Thut alles ohne Murren und ohne Zweifel", schreibt St. Paulus an die Philipper. — Du hast nicht so viel gelitten wie Gottfried, der die Ehre seines Namens begraben

sieht, und doch vertraut und hofft er sicherlich, daß eines Tages die Güte Gottes dieses Leiden vergelten wird."

„Ach, wenn ich ihn einmal sehen und sprechen könnte!"

„Das geht nicht. Du mußt Dein Herz zusammenfassen, damit es geduldig bleibt. Habe ich Dir nicht versprochen, daß ich mein ganzes Ansehen daran setzen will, damit Ihr einst, wenn er seine Schuld gebüßt hat, ein Paar werden könnt?"

„Er wird mich verschmähen," sagte Kathe kleinlaut. „Bin ich nicht schuld an seinem Unglücke?"

„Aber doch nicht an seinem Verbrechen," sagte der Großvater etwas heftig.

„Wäre er nicht gereizt, so hätte er dem Gerstenberg nicht aufgelauert."

„Aber er konnte ihm sein Geld lassen."

„Das hat er nicht genommen," sagte Kathe ganz einfach.

„Du bist ein ungläubiger Thomas —"

„Die Zeit wird lehren, wer Recht hat," unterbrach ihn Katharine.

„Ich bin des Streites darüber herzlich satt.

Meine Ueberzeugung ist's, daß der Satan ihn geblendet hat."

„Meine Ueberzeugung ist, daß er in seiner bösen Laune mehr als gewöhnlich getrunken hatte und daß er nicht recht wußte, was er that. Wo sollte er denn das Geld auch sogleich verborgen haben?"

„Ach, so ein Päckchen Papiergeld ist bald beseitigt. Es wird schon wieder zum Vorschein kommen —."

„Großvater," sagte nun das Mädchen in einem edlen und stolzen Tone, „Großvater, ist das Dein Ernst? Und solchem Menschen wolltest Du mich zur Frau geben? Nein, einen Streich der Uebereilung, und sollte er ein Menschenleben gefährdet haben, den vergebe ich ihm von Herzen, aber ein Verbrechen, entstanden aus gemeiner Habsucht, das würde einen Mann, und wenn ich ihm noch so gut wäre, in meinen Augen auf ewig schänden, das würde ihn mir verächtlich machen."

„So ist es recht, mein Töchterchen," sagte der Großvater zufrieden. „Das wollte ich nur von Dir hören! Also die Uebereilung vergeben wir ihm und — hier hast Du meine Hand, ich überlasse ihm das Capital, das ich noch habe, ohne alle Zinsen, damit er sich

Aecker kaufen kann, um Oekonom zu werden. Aber — jetzt gieb mir Deine Hand darauf — so wie sich herausstellt, daß er ein gemeiner Dieb, ein Räuber gewesen ist, der das Eigenthum Anderer zu seinem Zwecke benutzen wollte, so seid Ihr geschieden auf ewig. Hältst Du Wort?"

„Gewiß," sagte Kathe freudig und blickte zum Himmel auf. „Es müßte ja der große Gott da droben in unerklärlichem Widerspruch ein Wesen geschaffen haben, das von fester Rechtschaffenheit und von leichtsinniger Neigung zur Sünde zugleich erfüllt wäre. Ich glaube an Gottfried wie an eine ewige Seligkeit."

Nach solchen Gesprächen war es dann einige Tage stiller und ergebener in Katharinens Gemüthe, allein bald kehrte die ängstliche Trauer wieder ein und verbitterte ihr jede Stunde. Sie forschte ringsum darnach, ob die Strafe Gottfried's wohl in jahrelange Haft ausgedehnt werden würde, aber wer sollte ihr davon Bescheid geben? Der Eine sagte dies, der Andere jenes, aber alle Vermuthungen wurden übertroffen, als endlich im Beginne des Februars sein Urtheil herauskam und auf „acht Jahre Zuchthausstrafe" lautete.

Es ist ganz unmöglich, den starren Schmerz des jungen Mädchens und die entsetzliche Trauer seines Bruders Karl zu schildern. Mehrere Tage vergingen ihnen Beiden mit einem traumähnlichen bewußtlosen Zustande, dann aber rafften sie sich auf und beschlossen zu handeln. Liesel, das sanfte treue Liesel mußte ihrem Bräutigam sagen, daß Katharine ihn zu sprechen wünsche, und er antworte ihr: sie komme seinem Wunsche entgegen.

Der Ort der Zusammenkunft war des Großvaters warmes Stübchen, und er wurde zum Vertrauten ihrer Pläne gemacht.

Trotz der schmerzlichen Erinnerung ging Katharine Stufe für Stufe alle Momente durch, die von dem unglückseligen Tage an Einfluß auf eine Entdeckung des wirklichen Thäters haben konnten, denn daß Gottfried an dem schändlichen Raube schuldlos war, das stand zwischen diesen Beiden unerschütterlich fest.

„Hätte ich ihn damals im Rathhause noch sprechen können," sagte Karl, „so würde sich manches anders gestaltet haben. So aber konnte ich ihm nur meine tröstlichen Nachrichten durch List beibringen."

„Hattest Du nicht damals gesagt: Gerstenberg phantasire von einem Orgelspieler?"

„Tausend Wetter" — schrie Karl neubelebt. „Das ist wahr."

„Darüber sind gar keine Nachforschungen angestellt?"

„Du" — entgegnete Karl schon wieder etwas kleinlaut, „Du, das hat er nur im Fieber phantasirt. Nachher hat er niemals wieder davon gesprochen."

„Ich werde mit Gerstenberg selbst reden," sagte Kathe entschlossen. „Habe die Güte, Karl, und bitte ihn, hierher in meines Großvaters Wohnung zu kommen. Meine Eltern sollen für jetzt noch nichts wissen, also empfiehl ihm Vorsicht."

„Ich werde ihn morgen früh selbst herholen," meinte Karl, aber er so wenig wie der Großvater versprachen sich große Erfolge von dieser Zusammenkunft.

Kathe erwartete die Ankunft des Inspectors am andern Tage mit großer Sehnsucht. In ihrem Kopfe war ein ganzes Heer von Hoffnungen und von Mitteln, Gottfried's Schicksal zu verbessern, erwacht. Gerstenberg, sebst bestürzt über das strenge Erkenntniß, kam willig und gern. Er war viel zu gutmüthig, um seinen damaligen Schmerz bei der Wunde nicht längst vergeben zu haben, und die Persönlichkeit Gott-

fried's hatte, wie bei Allen, auch bei ihm einen wohlthuenden Eindruck hinterlassen.

Kathe bat Karl Meier und ihren Großvater, sie auf keine Weise zu stören und zu hindern, und fragte dann den Inspector:

„Sagen Sie aufrichtig, trauen Sie dem Meier eine solche Handlung zu, wofür er jetzt so hart büßen soll?“

„Nein. In Wahrheit nicht,“ antwortete der Inspector warm.

„Nun, so werden Sie mir eher behülflich als entgegen sein, wenn ich alles aufbiete, um Ihre eigenen Erinnerungen aufzufrischen. Sie haben in Ihren Fieberphantasien von einem Orgelspieler gesprochen — wie kam das wohl? Besinnen Sie sich.“

„Ei ja! Als ich von der Post hier in Osterleben wegging, da stand ein sogenannter Leiermann mit einer sehr hübschen Orgel dicht davor. Ich blieb eine ganze Weile stehen und hörte ihm zu, gab ihm auch etwas Geld.“

„Und deshalb phantasirten Sie von ihm?“ sagte niedergeschlagen das Mädchen. „Aber ich frage noch mehr. Vielleicht komme ich doch zum Ziele. Sie haben erzählt, daß Sie gesehen hätten, wie der

Mann, der Sie gestochen, im Gebüsche verschwunden wäre. Wissen Sie denn gar nicht, wie lange nachher derjenige, welcher Sie berührt hat, zu Ihnen gekommen ist?"

„Kurze Zeit darauf. Kaum einige Minuten später."

„Haben Sie Ihre Augen gar nicht aufgeschlagen, als dieser neben Ihnen war?"

„Nein. Obwohl ich meine Besinnung nicht ganz verloren hatte, so stellte ich mich aus Besorgniß, daß man mich mißhandeln werde, bewußtlos. Natürlich schlug ich nun auch die Augen nicht auf."

Kathe war sehr betrübt geworden. Wie es immer dem Hoffenden ergeht, so hatte sie sich auch mit Wahrscheinlichkeiten getröstet, die nur in ihrer Einbildungskraft gelegen hatten. Sie stützte den Kopf in die Hand und grübelte nach. Es herrschte eine tiefe Stille im Zimmer. Dem alten Goltermann that seine Enkelin leid und doch konnte er sie weder trösten, noch ihr helfen. Karl erging es wie Kathe. Er hatte sich auf mancherlei Möglichkeiten gestützt, die nun ganz zu verschwinden drohten.

Nach einer langen Pause begann Gerstenberg mit leisem, behutsamem Tone:

„Ich weiß nicht, ob ich Recht thue, Mamsell Käthchen, aber — ich muß Ihnen, selbst auf die Gefahr hin, trügerische Hoffnungen von neuem aufzuregen, gestehen, daß Sie mit dem Bilde des Orgelspielers ganz seltsame Erinnerungen in mir aufgeweckt haben. Allerdings ist es mir jetzt als ob ich, am Boden liegend, in dem Augenblicke, wo das zweite Mal eine Menschenhand mich berührte, dicht neben mir einen harmonischen Klang gehört hätte.“

„Ach, Herr Inspector,“ rief neubelebt das Mädchen, „ich bitte Sie um Gotteswillen, besinnen Sie sich! Ich beschwöre Sie beim Theuersten, was Sie besitzen — strengen Sie alle Kräfte Ihres Gedächtnisses an —.“

„Ruhig, mein Töchterchen,“ sprach der Großvater aufstehend. „Ruhig und besonnen mußt Du bleiben, sonst leide ich nicht, daß die Sache weiter geht. Sehen Sie, Herr Inspector — das Mädchen betrachtet so quasi den Gottfried als ihren Bräutigam. Daher kommt ihre Angst und ihre Noth, ihr Kummer und ihr Bestreben, die Unschuld des jungen Mannes an's Tageslicht zu bringen.“

Gerstenberg wendete sich sehr erstaunt zu dem Alten um.

„Aber, mein Himmel, warum verhehlten Sie denn dem Criminalrath das Verhältniß zwischen den jungen Leuten?“ rief er. „Der Herr Rath sagte mir ja ganz expreß, es wäre für Meier's Sache vortheilhaft gewesen, wenn ein solches Liebesverhältniß stattgefunden hätte, denn man hätte daraus Entschuldigungspunkte für den jungen Mann heraussuchen und vielleicht zu ganz andern Ansichten kommen können.“

Karl Meier war während dieser Rede aufgestanden und immer näher herangetreten. Jetzt schlug er beide Hände in einer Art Verzweiflung zusammen und rief heftig bewegt:

„Das habe ich doch immer gedacht! Warum hielten wir mit der Wahrheit hinter dem Berge! Es ist ja natürlich — die Herren im Gerichte müssen ja Wunder was denken und glauben, denn die Sache hatte ja kein Warum und kein Weswegen. Es fehlte ja der Anfang — wo soll man denn den Endzipfel herkriegen! Aber nun mögt Ihr machen, was Ihr wollt. Jetzt weiß ich, was ich thue. Ich gehe morgen nach Hamstedt und erzähle dem Criminalrath alles rund heraus, dann hat er den Anfang und ich wette, er faßt es nun bald an allen vier Zipfeln. Dummes Zeug. Warum sagten wir die Wahrheit nicht!“

„Ja, ja!" murmelte der Großvater, „der Wahrheit die Ehre! „Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was recht ist, aber ein falscher Zeuge betrügt. Wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich und die falsche Zunge bestehet nicht lange"."

„Aber Herr Inspector," unterbrach Kathe hastig den Großvater, „wie war es mit dem harmonischen Klang?"

„Ja. Es war ein Summen von Tönen, als wenn ein Orgelkasten unversehens gedreht wird —! Ich kann es nicht recht beschreiben. — Ich erinnere mich auch, daß am nächsten Tage vor meinem Fenster der Orgelspieler wieder Musik machte und daß mich dies ungeheuer störte und angriff. Der Mann könnte also wohl noch am Abend hinüber gegangen sein in's Dorf, und da wäre allerdings der nächste und beste Weg der Mühlengang gewesen, den ich eingeschlagen hätte."

„Es ist doch ein Schimmer von Hoffnung," sprach Kathe und faltete ihre Hände fest zusammen.

„In solchen Augenblicken steigt gewiß das innigste Gebet um Hülfe zu dem Throne des Höchsten empor, und wenn der Mensch auch sonst noch so vermessen und selbstgenügsam seinen Weg geht. Er fühlt in

solchen Augenblicken, daß eine höhere Hand den Faden leiten muß, der alle Verwirrungen unseres Schicksals löst."

„Bist Du es zufrieden, Kathe," sagte Karl, „daß ich morgen nach Hamstedt gehe?"

Katharine dachte eine kleine Weile nach, dann wendete sie sich zum Großvater und sprach mit kindlicher Demuth:

„Nicht wahr, Du erlaubst es, daß ich Karl begleite?"

„Kind, das kann ich nicht erlauben!"

„Großvater, die Seelenruhe meines ganzen Lebens hängt davon ab!"

„Dein Vater wird es nicht erlauben! Er wird Dir seine Pferde verweigern, wenn es nicht anders ist."

„O, das wäre das Wenigste, dann ginge ich zu Fuß! Aber, nicht wahr, Du erwirkst mir nicht allein die Erlaubniß, sondern auch das Fuhrwerk? Was Du sagst, das gilt! Ich könnte zu Johanne hinüber gehen; sie würde mir ihres Mannes Fuhrwerk schon verschaffen: allein ich will nichts mehr mit Lug und Trug und Hinterhalt zu thun haben! Seitdem ich wieder hier erfahren habe, daß die Wahrheit das Beste

ist, was zum Ziele führt, seitdem schwöre ich jede Lüge ab."

„Ich will mein Heil versuchen," antwortete der Großvater; „aber was willst Du eigentlich in Hamstedt?"

„Was ich will?" fragte Katharine mit leuchtenden Augen. „Ich will mit aller nur denkbaren Offenherzigkeit vor den Criminalrath hintreten und ihm alles sagen, was ich denke."

„Sehen willst Du jedoch den Gottfried nicht?"

„Wenn er es mir nicht verweigert —? Ich fürchte nur, das wird geschehen."

Der Großvater war damit nicht zufrieden; doch sein Fehlgriff bei der ersten Vernehmung, wo er es für gut und zweckmäßig gefunden hatte, die Wahrheit zu umgehen, hatte ihn etwas mißtrauisch gegen sich selbst gemacht, und er stand auf, um zu seinem Sohne hinüber zu gehen und ihn mit den neuesten Nachrichten über Gottfried und mit den gefaßten Vorsätzen Kathens bekannt zu machen. Der Inspector schloß sich ihm an, um ihm in seinen Wünschen kräftigen Beistand zu leisten.

Karl und Kathe blieben allein. Sie waren Beide

nicht aufgelegt zu den Neckereien, die sie sonst stets zusammen getrieben, sie waren nicht einmal aufgelegt zum Sprechen. Wo war der jugendlich heitere Sinn dieser Beiden geblieben? Ach, die Sorge hatte ihn mit ihren bleiernen Flügeln erdrückt! Das heitere Vertrauen, womit sie sonst in die Zukunft geblickt hatten, war ganz und gar verschwunden, seit sie die Erfahrung gemacht, daß ein Moment alles verändern, daß ein sündiger Gedanke die ganze schöne Hoffnung der Zukunft wie mit Flammen verzehren kann. Aber eins hatten sie dafür eingetauscht. Sie fühlten jetzt das Bedürfniß an ein höheres Wesen zu glauben und sich ihm kindlich zu demüthigen, damit er den Jugendübermuth nicht gar zu hart züchtige. Sie hatten den Weg zu einem wahren Gottesglauben, der schon Jahrtausende unantastbar dasteht, und zu einem wahren Gottvertrauen, das sich immer im Mißgeschick Bahn bricht, betreten, und sie empfanden schon jetzt die Seligkeit eines echt christlichen Verhältnisses zu dem Gott, den Christus für unsern Vater erklärte.

Stumm saßen sie Beide und warteten auf die Rückkunft des Großvaters, als sich die Thür öffnete und Theodor, etwas bleich und zitternd, mit einem Briefe in der Hand hereintrat.

„Der Bürgermeister schickte dies," stammelte er, „es ist ein Brief von Gottfried."

Karl griff hastig darnach. „Was mag er enthalten? O ich zittere, ihn zu eröffnen!"

„Ich bitte Dich, Karl" — sprach Katharine —. Sie setzte sich, schwach werdend, in des Großvaters Sessel nieder und deckte ihr Gesicht mit beiden Händen zu.

Karl küßte das Siegel. Es war das des Inquisitoriats, also war der Brief durch die Hände des Gerichtes gegangen.

„Lies —! Lies —!" rief Katharine. „Es mag darin stehen was will, ich werde es doch hören können. Lies nur schnell."

Karl sammelte sich, um seine Stimme etwas fester zu machen, dann las er:

Meine lieben Brüder!

Gestern wurde mir mein Erkenntniß publicirt. Es fiel härter aus, als ich mir jemals träumen ließ, und es veranlaßt mich, Euch jetzt als Abschiedsbrief und als meine Willensverkündigung diesen Brief zu schreiben. Ob ich es verdient habe, acht Jahre meines Lebens, acht Jahre meiner Manneskraft zwischen dumpfen Mauern, in schimpflicher

Gemeinschaft, unter harter Arbeit zu vertrauern, das weiß Gott! Ich murre nicht, denn es ist in mir ein Gefühl, welches täglich zu Gott schreiet: Du warest doch noch gnädig und wachtest über mir! Allein mir liegen noch viele Sorgen auf dem Herzen. Bevor ich meine Strafe antrete, und das soll sogleich geschehen, obwohl ich appellirt habe, muß ich meine Geschäfte reguliren und meinen Willen an Euch kund thun. Ich erwarte, daß Ihr mir unbedingt Folge leistet, denn ich bin Euer Schutz und Schirm gewesen seit dem Tode unserer Eltern und ich habe Euch bis dahin ernährt und gekleidet, wo Ihr selbst verdienen konntet. — Mein Geschäft geht fort und Du, mein guter Karl, wirst den Altgesellen Werneke bitten, so zu handeln und so zu wirken, als wenn er mir täglich Rechenschaft geben müsse. Ich gebe Dir, Karl, freie Vollmacht über die Kasse und beauftrage Dich, den Rechnungsbüchern bisweilen ein Stündchen Zeit zu widmen. Auch wünsche ich, daß Du heirathest, um den Lohgerbergesellen eine ordentliche Verpflegung widmen zu können. Ich hoffe, daß mein entehrter Name der guten Liesel kein Anstoß ist! — Es ist ein schmerzlicher Gedanke — aber ich kehre einst heim in meine Vaterstadt, um

meinen Mitbürgern durch meinen Lebenswandel zu zeigen, daß ich kein gemeiner Verbrecher gewesen sein könne!

Nun komme ich zu einem Passus, der meinem jüngsten Bruder nicht recht sein wird, auf dem ich aber mit aller Macht bestehen werde. Obwohl ich Karl'n die Aufsicht über meine Geschäfte übertrage, so wird er dennoch keinen Vortheil an Geld und Geldeswerth dafür beziehen und sogar einen Miethzins von zwanzig Thalern jährlich für die Erlaubniß, seine Profession in unserm elterlichen Hause betreiben zu dürfen und seine Wohnung dort nehmen zu können, berechnen. Aber Theodor erhält ebenfalls nicht einen Groschen des väterlichen Erbtheils heraus. Er mag sich aufhalten wo er will, so muß er vom heutigen Tage an sich selbst ernähren. Sein Handwerk hat einen goldenen Boden — wenn er sonst nur will. Also mag er wollen und sich so viel verdienen als er braucht. Theodor wird finden, daß dies unbrüderlich ist, er wird davon sprechen, daß er verlangen kann, jetzt, nachdem er nun mündig ist, seinen Erbantheil aus der Masse herausziehen zu dürfen, er wird vielleicht drohen, die Gerichte über seine Rechte zu befragen — ich aber sage

ihm, daß dies alles nichts hilft. Die Wirthschaft wird nicht eher aus einander gesetzt, als bis ich wieder da bin. Sterbe ich im Zuchthause, nun so thut wie Ihr wollt! Vielleicht lege ich für diesen Fall ein Testament im Gerichte hier nieder.

Bezahlt so schnell wie möglich die Untersuchungskosten aus meinen Einnahmen, denn sie sind mir zu der Strafe noch zudictirt.

Uebrigens bin ich nun ergeben in mein Schicksal und will ohne Murren die Zeit der traurigen Prüfung ertragen. Es kann die Zeit der härtesten Arbeit nicht härter sein als die Zeit, wo mich die Qual der Verhöre folterte. O, was ich da gelitten habe, das muß mir meine Zukunft einmal durch die ruhigste Selbstzufriedenheit wieder vergelten. Vielleicht fällt mein zweites Urtheil gelinder aus. Wo nicht, so betet für Euren Bruder während dieser acht Jahre täglich um Kraft und Geduld. Gott segne, Gott schütze Euch.

Euer Bruder

Gottfried Meier.

Mit unbeschreiblichen Gefühlen hatte Karl den Brief gelesen und war oft durch seine Thränen verhindert gewesen, weiter zu lesen, aber mit eben so

herzzerreißenden Gefühlen hatten die Beiden, Katharine und Theodor, auch zugehört. Als Karl endete, faltete er seine Hände über dem Papiere zusammen und sagte:

„Ja, mein lieber Bruder, so soll es sein, Dein Wille soll mir, gleich dem Willen Gottes, heilig sein. Was sagst Du, Theodor?“

Theodor stützte tiefergriffen seinen Kopf auf die Arme. Thränen tropften über seine Finger und die Bewegung seiner Brust verrieth, daß er heftig weine. Dieser Anblick söhnte den Schuhmacher, welcher seit kurzer Zeit einen Groll auf seinen jüngsten Bruder geworfen hatte, weil er sich so gleichgültig gegen das Schicksal Gottfried's zeigte, wieder aus, und er wiederholte etwas sanfter seine Frage.

„Ich bin mit allem zufrieden,“ stotterte Theodor. „Ich wandere morgen früh aus und werde sehen, daß ich ganz ohne Gottfried's Hülfe mir Brod verschaffe.“

„Dann ist's gut! Ich will alles thun, um die Gerberei in gutem Stande zu erhalten, damit er Freude daran hat, wenn er einstmals wiederkehrt. Ja, ich will sehen, daß sich seine Capitalien mehren, daß er mehr wiederfindet, als er verlassen hat. Gott wird mir schon beistehen, und ich denke, mein Liesel sowohl

als ihre Eltern werden vernünftig genug sein und mich nicht verschmähen."

„Dafür will ich sorgen," rief Kathe, ihre Augen trocknend.

„Du bist gut, Käthchen, ich weiß es wohl! Nicht wahr, Du hilfst mir und Liesel bisweilen nach dem Rechten sehen?"

Katharine nickte mit dem Kopfe, allein sie weinte schon wieder still vor sich hin.

„Sei ruhig, armes Kind," sprach Karl tröstend. „Die Jahre vergehen schnell und dann bleibt uns ja für jetzt noch die Hoffnung auf eine Milderung des Urtheils. Wir wollen alles thun, um Zweifel bei den Herren Richtern zu wecken. Ich habe mir sagen lassen, daß unsere Justiz beim geringsten Zweifel das Verbrechen nicht hart straft."

„Wir wandern morgen zusammen nach Hamstedt," antwortete Kathe mit neuem Muthe. „Da kommt der Großvater — paß auf, meine Eltern sind viel zu gutmüthig, um mir so großes Herzeleid zu gönnen, wenn sie es ändern können."

Kathe hatte Recht! Aber was es für Ueberredung gekostet hatte, den falschen Stolz des Sohnes zu beschwichtigen, der so weit ging, den Stand des Menschen

noch zu berücksichtigen, dessen Zukunft am Ende von den Bemühungen seiner Tochter abhing, das sagte weder der Großvater, noch der Inspector, welcher mit Triumph dem jungen Mädchen verkündete:

„Morgen um fünf Uhr, ehe die Sonne aufgeht, steht der Wagen bespannt vor der Thür! Nun wünsche ich Glück, hübsches Käthchen."

Der Brief, der unterdessen angekommen war, erregte große Sensation und machte, daß es keiner von Beiden bereute, so viel Worte und Gründe, Bitten und Vorstellungen verschwendet zu haben, um die Eltern für das Vorhaben der Tochter zu gewinnen. Zwar mußte Kathe noch manches mißbilligende Wort vom Vater und noch manche thränenreiche Beschwörung von der Mutter Marthe im Laufe des Tages hören, weil sie Beide eine Schande für ihr Haus und für ihre Familie in diesen Eröffnungen vor Gericht sahen, aber als Kathe fest blieb, da hielten sie auch Wort und am frühen Morgen stand Vater Goltermann selbst im Stalle und bestimmte das hübscheste Geschirr und die blanksten Pferde zu einer Reise, die ihm im allgemeinen so sehr zuwider war.

Mutter Martha packte allerhand feine Eßwaaren in einen Wagenkorb, damit ihr armes Kind unterwegs

ja nicht verhungere, denn ihrem Geiste war eine Gemüthsbewegung, die ohne Essen und Trinken bestehen könne, nicht denkbar. Sie war übrigens von ihrer Abneigung gegen diesen Schritt der Tochter so ziemlich geheilt, seitdem der Mann ihrer ältesten Tochter ihn sehr gelobt und mit ungeheuchelter Liebe und Achtung von Gottfried gesprochen hatte. Auch war sie von dem Briefe Gottfried's dermaßen gerührt, daß sie darauf schwor: der sei gewiß unschuldig, der so brav schreiben könne.

Der Großvater lag noch im Bette, als Kathe in sein Stübchen trat, um Lebewohl zu sagen. Er schien sehr bewegt zu sein und drückte die Hand der Enkelin mehrere Male stark und kräftig, als wolle er ihr Muth einflößen.

„Gehe hin, mein Kind, auf dem Wege des Herrn, denn er ist des Frommen Trotz. Was Dir auch begegnen mag, so denke, daß in der heiligen Schrift steht: „Verwirf die Zucht des Herrn nicht und sei nicht ungeduldig über seine Strafe"!"

„Wenn Gottfried nicht mehr murrt über sein Schicksal, guter Großvater, wie sollte ich nicht ihm nachahmen?" entgegnete mit ergebungsvoller Freundlichkeit das Mädchen.

„Ich bin des guten Glaubens, daß sich alles zu einem guten Ende fügt. Denn es heißt: „Der Gerechte wird nimmermehr umgestoßen, aber die Gottlosen werden nimmermehr im Lande bleiben" und „der Gerechte wird aus der Noth erlöset und der Gottlose kommt an seine Statt"."

Katharine küßte seine welken Wangen und eilte nach dem Wagen, wo Karl schon eine Weile ihrer harrte.

Es war noch dunkel, als sie, gleich am Hause nach dem Felde herumbiegend, rasch dahin fuhren, und der Waldessaum am Felsenrande erschien wie ein schwarzer Strich gegen den etwas lichtern Himmel. Bald führte der Weg in einen Wald hinein, dessen entlaubte Bäume von einem starken Luftzug durchschnitten wurden, wodurch sich ein pfeifendes, zischendes und geisterhaft hohl klingendes Geräusch erzeugte. Katharine drückte sich, von einer geheimen Furcht ergriffen, fest in den Winkel des Wagens und sagte, sichtlich zusammenschauernd:

„Höre, Karl, es muß doch ein furchtbares Gefühl sein, mit einem bösen Gewissen in der Welt umherzugehen."

„Wie kommst Du darauf?"

„Weil es mir eben vorkam, als schwirrten böse

Geister durch die Luft und jubelten über den Fall eines Menschen."

„Närrisches Mädchen," antwortete Karl. „Aber Du hast Recht, es muß furchtbar sein, eine große Schuld mit sich herumzutragen."

„Jetzt durchschnitt ihr Weg einen großen mit Gewässern durchzogenen Wiesenfleck und sie bemerkten auf diesem freiern Platze, daß sich der Himmel im Osten mit einer leichten Röthe färbte. Auch wurden die Gegenstände klarer, und Karl gewahrte in einer ziemlichen Entfernung auf einem Fußpfade einen Wanderer, der rüstig den Weg dahinschritt, den sie eben gekommen waren.

„Ach, bald hätte ich es vergessen, Käthchen, der Theodor läßt Dich schön grüßen; er will heute nach Berlin, um dort Arbeit zu suchen. Der Wandersmann dort erinnert mich eben an ihn."

„Also er will wirklich fort, bevor das zweite Erkenntniß von Gottfried heraus ist?"

„Ja. Nun, laß ihn reisen. Er wird uns weder schaden, noch helfen. Sein Kopf ist von verrückten Ideen erfüllt und sein Herz von eitlen Wünschen eingenommen. Mich wundert nur, daß er sich so schnell

in Gottfried's Anordnungen gefügt hat; allein ich erwarte auch, daß er von Berlin aus ganz gewiß seinen Anspruch geltend machen wird. Ich kenne nachgerade diesen Burschen!"

Unter diesen und mancherlei andern Gesprächen, die sich meistentheils auf die uns schon hinreichend bekannten Personen und Verhältnisse bezogen, kamen sie immer näher an Hamstedt, und als die Sonne, welche, von einem dichten Schleier bedeckt, nach und nach schon ein gutes Stückchen heraufgezogen war, sich endlich durch den Nebel hindurcharbeite, da beleuchtete sie die schlanken und spitzen Thürme von Hamstedt, das in der Entfernung von einer halben Stunde vor ihnen lag.

„Fürchtest Du Dich nicht vor dem Criminalrath zu erscheinen und ihm jetzt ganz andere Dinge zu sagen als damals, wo er Dich verhörte?" fragte Karl.

„Ich fürchte mich ein bischen. Aber ich werde ihm sagen, daß ich eine Thörin gewesen sei und daß ich mich damit entschuldigen könne: Irren sei menschlich!"

„Nun, er kann Dir am Ende nichts thun."

„Ja wohl. Er mag schelten, das habe ich ver-

dient. Wirst Du Gottfried zu sprechen verlangen, Karl?"

„Freilich! Du nicht?"

„Frag' ihn, ob er mich sprechen will," antwortete Kathe ganz leise.

Sie fuhren in's Thor ein, stiegen gleich nahe an demselben in einem Gasthause ab und gingen nach der Wohnung des Criminalrathes.

Er war schon auf dem Inquisitoriate, deshalb blieb ihnen nichts weiter übrig, als sich auch dorthin zu verfügen.

Der Gerichtsbote meldete sie bei dem Rathe und erhielt von diesem den Befehl, sie sogleich hereinzuführen.

Als sie schüchtern in das Verhörzimmer eintraten, saß der Rath an einem großen grünen Tische und schrieb sehr eifrig. Nicht weit von ihm saß, ebenfalls schreibend, der Actuar. Beide Herren nahmen sich kaum die Zeit, mit einem raschen Kopfnicken den Gruß der beiden Osterleber zu erwiedern. Der Actuar hob jedoch nach einer Weile den Kopf etwas in die Höhe, musterte die anständige Kleidung der Eingetretenen und winkte dann mit der Hand auf eine Bank, die dicht neben der Thür an der Wand entlang lief.

„Setzen Sie sich," sagte er hastig.

„Einen Augenblick nur noch," rief der Rath und sah flüchtig über den Tisch hinweg zu ihnen hin.

Kathen war die Erlaubniß, sich setzen zu dürfen, höchst willkommen, denn ihr zitterten die Beine so stark, daß sie kaum stehen konnte.

„Was führt Euch denn her?" fragte der Rath wieder flüchtig über das Papier sehend. „Ihr wollt doch nicht den Meier sprechen?"

„Wenn es erlaubt wäre" — erwiederte Karl mit leiser Stimme.

„Habt Ihr den Brief empfangen von Eurem Bruder?"

„Ja, gestern! Eben deshalb —"

„Gut! Gut! Wartet nur noch ein wenig, ich bin gleich fertig."

Wieder schrieb er eine Zeitlang. Die Stille im Zimmer wurde immer peinlicher. Katharine fühlte sich beängstigt, wie noch nie.

„Ihr Bruder ist gestern schon nach dem Zuchthause abgeführt," sprach zerstreut der Rath nach einer Weile.

„Ach, Du mein Gott und Herr!" seufzte nun Kathe tief bekümmert.

„Es geschah auf seinen besondern Wunsch“ — setzte der Rath hinzu, indem er aufstand, eine Masse Sand auf den beschriebenen Bogen schüttete, denselben in aller Seelenruhe wieder in das Sandfaß ablaufen ließ und erst dann hinter dem Tische hervortrat.

„Nun —? Was wünschen Sie? Sie sind die Katharine Goltermann? Nicht wahr?“

Katharine und Karl erhoben sich von ihren Sitzen und nahten sich ihm ehrerbietig.

„Mich trieb die Sehnsucht, meinen Bruder noch einmal zu sehen und zu sprechen, her, allein Katharine wollte Ihnen einige Eröffnungen machen, die ihr recht schwer von den Lippen gehen werden, wenn Sie ihr keinen Muth einsprechen,“ sagte Karl mit treuherzigem Tone.

„Sprechen Sie dreist, liebes Kind,“ rief sehr gütig der Rath, „sprechen Sie ohne Scheu. Haben Sie mir irgend etwas zu entdecken?“

Katharine war sehr fest entschlossen gewesen zu ihrem Geständnisse, hatte sich ihre Lage dabei auch sehr lebhaft und richtig vorgestellt, allein eins hatte sie doch nicht bedacht, und das vergrößerte ihre Aengstlichkeit um vieles. Alles, was sie jetzt hier sprach und aussagte, wurde sofort zu Protocoll genommen

und wurde doch gewiß von andern Leuten auch gelesen. Wie sollte sie nun ihr Gefühl für Gottfried einkleiden, das durch kein Verhältniß begründet werden konnte? Sie war seine Braut nicht, denn er hatte sie nicht zur Frau begehrt. Und doch wollte sie erzählen, daß er eifersüchtig gewesen wäre! Ach, es war doch erschrecklich schwer, vor einem fremden Manne sein ganzes Herz zu enthüllen und alle Gedanken preis zu geben.

„Wenn Sie nur nicht alles gleich niederschreiben ließen, was ich sage,“ begann sie.

„Nein, mein Kind. Erst erzählen Sie, dann will ich Ihnen sagen, was niedergeschrieben werden muß,“ sprach der Rath ermunternd.

Nun begann Kathe zu erzählen. Zuerst stockend und verlegen, dann immer freudiger und begeisterter enthüllte sie dem Rathe ihr ganzes Innere. Alle die kleinen Gemüthsbewegungen, die von dem Tage an, wo sie die Kuchenformen von der Papiermühle holen mußte, sie und auch Gottfried in Zwiespalt mit sich selbst und mit einander gebracht hatten, berührte sie und schloß dann mit dem reuigen Bekenntniß, daß sie beim Verhöre damals geflissentlich das alles verhehlt habe, weil sie der Meinung gewesen sei, zu große

Aufrichtigkeit könne die Sache Gottfried's verschlimmern.

„Wenn Ihr Leute doch bedenken wolltet, wie schwer Ihr es uns armen Richtern macht, die Schuld von der Unschuld sondern zu können," sprach der Rath, der sehr aufmerksam zugehört hatte. „Hätten Sie mir dies im Anfange der Untersuchung erzählt, so wäre es mir möglich gewesen, mit ganz andern Mitteln auf Meier einzuwirken Auch würden die Nachforschungen vielleicht eine ganz andere Richtung genommen haben. —"

„Nun erlauben Sie mir noch einige Worte," sprach Kathe weiter. „Schon in den ersten Tagen erzählte man sich in Osterleben, daß Gerstenberg immer von einem Orgelspieler phantasire und daß er dabei sehr ängstlich schiene."

„Von einem Orgelspieler? Was heißt das? Versteht Ihr darunter einen Leierkastenmann?" fragte der Rath.

„Ja wohl."

„Ist in der Untersuchung von einem solchen die Rede?" fragte der Rath zum Actuar gewendet. „Ich dächte nicht."

„Nein," antwortete der Actuar. „Davon war bis jetzt nicht die Rede."

„Nun, was war es mit dem?" wendete sich der Rath gespannt zu Kathen.

„Der Inspector gestand mir gestern, daß diese Phantasie Grund gehabt habe, indem er einem Orgelspieler ein Weilchen zugehört hätte, als er aus der Post, wo er das Geldpacket abgeholt, herausgetreten wäre. Das bewiese nun gar nichts, allein er meint sich erinnern zu können, daß der Mann, welcher ihn beraubend zum zweiten Male zu ihm kam, ein Geräusch neben ihm gemacht, das wie das leise Ineinanderschwirren der Orgeltöne geklungen habe."

„Was?" rief der Rath überrascht.

„Am nächsten Morgen früh am Tage hat derselbe Mann rundum im Dorfe georgelt —"

„Mein Himmel, das sind ja ganz erstaunlich günstige Entdeckungen! Wenn sich die bestätigen, so könnte es wohl sein, daß Sie in Jahresfrist Ihren Bruder wieder haben. Der Stich, den er dem Inspector in einer Art Aufregung, die vom Weintrinken verstärkt wurde, versetzt hat, trägt so viel Entschuldigungsgründe in sich, daß man gewiß Rücksicht dar=

auf nimmt. Warum haben Sie nicht früher gesprochen?"

„Die Angst vor den acht Jahren hat vieles erst an's Licht gebracht," meinte Karl.

„Gehen Sie ruhig nach Hause," sagte nach einer Weile des Nachsinnens der Rath. „Für heute will ich Ihre ganze Erzählung als eine vertrauliche Mittheilung für mich nehmen. Wenn ich Sie aber gebrauche, dann müssen Sie ohne weiteres hier erscheinen."

„Recht gern," rief Kathe freudig. „Also Sie geben mir Hoffnung?"

„O ja! Natürlich muß ich erst weiter forschen, ehe ich etwas bestimmen kann. Aber fassen Sie nur Muth. Es freut mich, in Ihnen einen so guten und wahrhaften Charakter entdeckt zu haben, der nur von einer ganz unnützen Angst verblendet wurde. Reden Sie immer die Wahrheit, wenn es auch scheinen könnte, als bringe sie Ihnen mehr Schaden als Nutzen.

„Ihnen, Herr Meier, muß ich bekennen, daß es mir leid thut, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. Ihr Bruder trieb selbst dazu, so bald als möglich abgeführt zu werden. Doch, da Sie der Begleiter

dieses jungen Mädchens sind, das so günstige Aussagen für Ihren Bruder gemacht hat, so ist es mir der Sache wegen ganz lieb, daß Sie sich gar nicht gesehen haben. Es kann also durchaus keine Verabredung stattfinden. Nun — gehen Sie. Wir sehen uns vielleicht bald freudiger wieder.''

So wie Kathe und Karl sich entfernt hatten, entwarf sich der Criminalrath einen förmlichen Plan, um die Spur jenes Orgelspielers aufzufinden. Der Umstand, daß an dem Tage des Anfalles eine Hochzeit im Orte stattgefunden hatte, erleichterte es ihm bedeutend, dessen Persönlichkeit festzustellen. Die Untersuchung fing wirklich fast ganz von neuem an und erforderte, daß fast alle diejenigen, welche früherhin vernommen waren, wieder aufgefordert werden mußten.

Es bestätigte sich nach wenigen Verhören, daß ein Orgelspieler, Namens Breithaupt, wirklich an dem Hochzeitstage zum allgemeinen Jubel der etwas aufgeregten Gassenjugend in Osterleben rundum georgelt hatte. Auch bekundete der Schenkwirth des Dorfes, worin das Schloß lag, daß der Breithaupt bei ihm auf der Streu übernachtet und mit dem Morgengrauen sein Orgeln begonnen habe. Doch wo der Mann her sei, das wußte im Anfange niemand zu sagen.

Allein seltsam erschien es jedenfalls, daß er seit dem Tage niemals wieder bemerkt worden war.

Diese Nachrichten stellten den Rath sehr zufrieden und er begann nun schärfere Maßregeln anzuwenden.

Breithaupt wurde öffentlich aufgefordert, seinen Aufenthaltsort anzugeben.

Es fruchtete nichts. Man hörte nicht, wo er gewesen war, man erfuhr auch nichts von seinem ferneren Leben. Da es wahrscheinlich war, daß man seine Persönlichkeit besser im Lande kenne als seinen Namen, so wendete man auch dies Mittel an, um seine Spur zu verfolgen. Er wurde auf das genaueste beschrieben. Die Merkmale seiner Orgel, besonders die Stücke, die sie spielte, wurden angegeben und jedermann auf das dringendste ersucht, Auskunft über diesen Mann zu geben.

Das half besser. Es liefen von allen Seiten polizeiliche Angaben ein, daß er in dieser und jener Stadt geweilt, daß man ihn jedoch seit mehreren Monaten nicht wieder gesehen hätte.

Dem Criminalrath wurde die Sache immer verdächtiger und er ermüdete nicht, seine Forschungen weiter fortzusetzen.

Darüber kam der Frühling in's Land. Die Bäume blühten und die Lerchen sangen. In Osterleben kehrte mit dem frischen Leben auch wieder frischer Muth ein. Karl pfiff sich bisweilen bei seiner Arbeit schon wieder ein Liedchen, und er dachte auch jetzt an seinen Vorsatz: Liesel so bald als möglich zu seiner Frau zu machen. Seitdem die Nachforschungen wegen des Orgelspielers so scharf und mit so verdächtigenden Erfolgen getrieben wurden, seitdem schwor alles auf die Unschuld des Lohgerbers Meier. Gerade daß der Orgelspieler gar nicht auf der Welt zu finden war, gerade dies war am günstigsten für Gottfried.

Liesel's Eltern hatten nichts dagegen, daß Karl Anstalten machte, seine Vielgeliebte, der er nun schon drei Jahre unverbrüchliche Treue gehalten, zur Frau Meisterin zu erheben. Sie konnten ihr wenig mehr als ihren Segen geben, aber Karl verlangte auch weiter nichts. So lange wollte er noch mit der Hochzeit warten, bis Gottfried's zweites Urtheil heraus war, dann aber sollte es rasch gehen. Er hatte, mit Kathen in Uebereinstimmung, beschlossen, sich ganz still trauen zu lassen und dann in der Papiermühle beim Vetter Seidel ein hübsches Abendbrod zu verspeisen. Liesel war mit dieser Anordnung auch sehr

zufrieden, denn sie ersparte dadurch ihren armen Eltern die Kosten einer Hochzeit.

Während die guten Osterleber nachgerade sich daran gewöhnten, den Lohgerber Meier als einen unschuldig Verurtheilten zu betrachten, denn das bischen Stechen galt bei ihnen für kein Verbrechen, beschäftigte sich das ganze Inquisitoriat in Hamstedt erst recht mit dem Dafür und Dawider und konnte sich nicht zurecht finden in dieser Sache. Auf alle Requisitionen war nichts weiter festzustellen gewesen als: der Breithaupt hätte eigentlich keine Heimath gehabt. Der Breithaupt wäre ein stiller, solider Mensch gewesen. Der Breithaupt wäre zuletzt in einem Städtchen, sieben Meilen von Osterleben entfernt, gesehen worden. Der Breithaupt hätte kärglich gelebt. Der Breithaupt sei seit einem Vierteljahre verschwunden. —

Nach der polizeilich beglaubigten Aussage des Wirthes im oben genannten Städtchen hatte der Orgelspieler nichts bei sich getragen als: seinen Kasten und einige Liederbücher, womit er hausirte. Seine Kleidung war ärmlich und dürftig gewesen und seine Laune sehr düster. Auf die Nachfrage des Wirthes, der ihn immer als einen lustigen Kauz gekannt hatte,

was ihm eigentlich fehle? hatte er geantwortet: Mir ist schlecht!

Am nächsten Morgen sei er fortgewandert und nicht wiedergekommen.

So standen die Sachen, als an einem Maitage ein junges Weib in elender Dürftigkeit, mit einem eingefallenen, kummervollen Gesichte im Hamstedter Inquisitoriate erschien und den Criminalrath zu sprechen verlangte.

Sie wurde nach einigem Warten vorgelassen und erklärte nun, daß sie die Tochter des Breithaupt sei, die von den Nachforschungen nach ihrem Vater gehört habe.

„Was soll's denn mit meinem armen Vater?" fragte sie mit neugieriger Hast. „Hat sich eine Erbschaft für ihn gefunden? Na, wir können es brauchen, aber er nicht mehr, denn er ist seit zwölf Wochen todt!"

Da stand nun der Rath mit seinen unermüdlichen Bestrebungen an einem Labyrinthe, woraus kein Faden ihn leitete.

Er musterte mit geschärften Blicken das elend bekleidete Geschöpf vor sich, das ganz sicherlich von den zweitausend Thalern, die geraubt waren, nicht einen

Pfennig bekommen hatte, sonst wäre sie nicht in dieser jammervollen Dürftigkeit erschienen.

„Wo wohnt Ihr denn eigentlich?“ begann der Rath dann seine Fragen. „Allen Bemühungen hat es seit Monaten nicht gelingen wollen, die Wohnung ausfindig zu machen, wo Breithaupt sich aufzuhalten pflege, wenn er nicht im Lande umherorgele.“

„Ja, wo wohnen wir?“ wiederholte mit einem häßlichen spöttischen Grinsen das junge Weib. „Das möchte der Herr wohl wissen?“

„Das werde ich auch sicher erfahren,“ entgegnete der Rath sehr ernst, denn er merkte, daß er eines jener Geschöpfe vor sich habe, das trotz der Noth und des Elends seinen gemeinen Witz, welcher wohl der Witz der Verzweiflung genannt werden könnte, zu üben gewohnt sei.

„So? Nun, dann brauche ich es nicht zu sagen!“ sprach sie trotzig lachend. „Na — was soll's nun mit dem Vater? Er ist todt. Ich lebe aber und habe zwei Würmer zu ernähren. Wenn es also 'was Blankes abschmeißen soll, so geben Sie es her, denn darum bin ich gekommen.“

„So? Wie erfuhrst Du denn, daß wir Deinen Vater aufgerufen haben?“

„Der Feldhüter von Körbenitz sagte es. — Da gab ich meine zwei Würmer bei einer alten Frau in Wartung und lief hierher.“

„Die weiß von nichts,“ murmelte der Rath seinem aufmerksam horchenden Actuar zu. „Wo hat er nun das Geld gelassen?“

„Das heißt, wenn er wirklich der Thäter gewesen ist“ — setzte der Actuar eben so leise hinzu.

„Erzähle mir doch, wie Dein Vater gestorben ist,“ sprach der Rath wieder zu dem Weibe gewendet.

„Wie alle Leute sterben“ — lachte das Weib. „Wenn Sie das noch nicht gesehen haben, dann gehen Sie nur in's erste beste Hospital —“

„Höre,“ unterbrach der Rath das Weib, mit der ganzen Würde seines Amtes sich vor ihr erhebend, „Du stehst hier vor Gericht, und das Gericht verlangt von Gottes- und Rechtswegen die Achtung und Bescheidenheit, welche Du nur der heiligsten Person und der heiligsten Sache widmest. Also antworte vernünftig und ehrerbietig, und laß Deinen Witz weg. Wie ist Dein Vater gestorben? Kam er krank nach Hause?“

Das Weib blickte etwas eingeschüchtert auf und sagte:

„Eines Abends kam er zu mir und sagte: Mit mir ist's vorbei!"

„Wo war das?"

„Ach, Herr, lassen Sie mich das nicht sagen, sonst verjagen die Leute mich aus dem Winkel —."

Der Rath sah, daß er sich nicht getäuscht habe, wenn er sogleich hinter diesem Witzreißen eine gewisse Angst und Verzweiflung entdeckt zu haben glaubte.

„Ich kann vielleicht Deine Lage eher verbessern, wenn Du aufrichtig bist, als daß ich sie verschlimmern möchte," sprach er mit sanftem Tone.

Jetzt brach sich der Trotz des jungen Weibes in bittere Thränen.

„Lieber Herr, ich bin das elendeste Geschöpf von der Welt — ich will Ihnen alles sagen, was ich habe dulden müssen. Mein Vater spielt schon seit achtzehn Jahren die Orgel, weil er den Arm, den er damals gebrochen hatte, nicht wieder gebrauchen konnte. Ich ging mit ihm im Lande umher und sang dazu. Wir konnten leben, zwar nur ärmlich und dürftig, aber es war gegen jetzt eine schöne Zeit. Die Bauern sind oft gar zu gutherzige Leute und sie geben, wenn sie eben den vollen Topf vom Feuer heben, gern einem Armen satt zu essen. Aber es war ein Unglück,

daß ich nicht zu arbeiten gelernt hatte —. Ich aß lieber Bettelbrod als selbst verdientes —. Ich war groß uud stark geworden und hätte tüchtig arbeiten können. Einmal versuchte ich es auch in Dienst zu gehen, aber so zufrieden auch meine Herrschaft mit mir war, ich konnte es nicht aushalten. Ich hätte gern gearbeitet, nur nicht dann, wenn man es mir befahl, und nicht das, was ich sollte. Ich ging wieder zu meinem Vater und da traf mich das Unglück, daß ich einen niederträchtigen Menschen kennen lernte, der mir die Ehe versprach. Ich verließ mich auf ihn, aber eines Tages war er fort, kein Mensch wußte wohin. Nun ging mein Elend los. Wir hatten kein Obdach und kein Eigenthum. Wozu auch? Heute waren wir hier — morgen da. Stroh gab es überall und wenn unser Zeug schlecht geworden war, so sprachen wir wohlthätige Leute um ein Stück abgelegtes an und warfen unseres noch ärmern Leuten zu. Aber nun? Was sollte werden mit mir, da ich in kurzer Zeit etwas Kleines zu erwarten hatte? Ich war recht betrübt und mein alter Vater auch. Aber der bekam zuerst wieder guten Muth. Höre, Hannchen, sprach er zu mir, ich habe mir etwas ausgedacht — ich werde Dir hier in diesem Dorfe — wir waren gerade

in Körbenitz — ein Kämmerchen miethen, darin bleibst Du, denn das Marschiren wird Dir sauer, und ich komme und bringe Dir von Zeit zu Zeit ein paar Groschen. Die Leute hier sind nicht arm und mögen mich leiden, die werden Dir gewiß auch hin und wieder eine Metze Kartoffeln und ein kleines Brod schenken. So schlagen wir uns durch, bis Du wieder marschiren kannst, und dann nimmst Du das Kleine mit auf die Wanderung. — Aber, Vater, antwortete ich kleinlaut, ich habe ja kein Bett, keinen Stuhl und keinen Tisch, keinen Topf und keinen Napf. — Mein Vater wurde erst ganz bestürzt, dann aber sagte er: Laß mich nur machen. — Er ging fort, ich blieb aber in der Schenke sitzen und weinte bitterlich. Die Wirthin fragte mich sehr freundlich: warum ich denn so herzlich weine, und ich öffnete ihr mein Herz. — I, Kind, das ist noch nicht so gefährlich, rief sie. Wenn es nicht anders ist, so vermiethet Ihr Euch als Amme und laßt Euer Kind hier. Ammen bekommen schönes Geld, und da Ihr so stark und kräftig seid, so wird es gar nicht fehlen. Ja, ich will Euch noch mehr Trost geben. Ich will Euch verpflegen in dieser Zeit, dafür versprecht Ihr mir Euren ganzen Ammenlohn —. Es kam mir vor,

als wenn es diese Frau nicht ehrlich mit mir meine, deshalb sagte ich kurz: darauf könne ich mich nicht einlassen, das müsse mein Vater entscheiden. Uebrigens halte ich es für Sünde, seinem eignen Kinde die Nahrung zu entziehen, um Vortheil davon zu haben.

„Ach, daß ich die Frau Wirthin so kurz abgefertigt habe, das hat mir Unglück genug gebracht.

„Mein Vater kam bald wieder und brachte mir mit vieler Freude die Nachricht: er habe ein Quartier für mich. Ich ging sogleich mit ihm hin. Es war die Schafhirtenfrau, die mich für die Sommermonate aufnehmen wollte, wo ihr Mann selten nach Hause komme, weil er bei der großen Menge von Schafen und bei der großen Entfernung des Angers vom Dorfe lieber in seinem Karren schlief. Sie hatte zwar nur ein Bette, aber es war ein großes, breites, zweischläfriges Himmelbette, das bis oben an den Betthimmel vollgepfropft mit Betten war. Sie wollte mir einige Stücke davon auf das Stroh in der Kammer legen, und essen und trinken sollte ich mit ihr aus einem Topfe. Mein Vater versprach ihr, so viel Geld, wie er nur einsammeln könne, zu bringen. Er wolle sich schon durchfressen, sagte er lachend, als er fortging. — Es war mir schrecklich, still sitzen zu

müssen, deshalb übernahm ich gern das Geschäft, Mittags zu dem Anger, der hinter einem Walde, wenigstens eine gute halbe Stunde von Körbenitz entfernt lag, zu gehen und das Essen für den Schafhirten hinzutragen. Die Leute nahmen es dankbar an und es verging nur kurze Zeit, so konnten sie mich gut leiden. Die Frau gab mir altes Leinen, daraus nähte ich mir Kinderhemden, dann bettelte sie mir bei der alten Frau Schulzin einen alten wollenen Einleger und ein paar alte Kinderbettkissen. Als erst die guten Frauen im Dorfe erfuhren, wie es mir ging und was ich erwartete, da kamen sie mitleidig herbei und schenkten mir das, was sie einst für ihre Kinder gebraucht hatten. Dadurch erhielt ich ein hübsches Päckchen Wäsche für mein Kleines, das noch nicht da war, und ich freute mich wie ein Kind auf den Tag, wo es kommen sollte. Mein Vater brachte im Juli auch zwei harte Thaler und unsere gute liebe Schafhirtin sagte: sie wolle sie für mich aufheben, denn sie habe so viel Nutzen und Hülfe von mir, daß ich das bischen Essen hinlänglich verdiene. Ach, was war ich glücklich, lieber Herr!

„Wenn ich so recht langsam und bedächtig mit meinem Suppentopf durch den Wald schlenderte und

hörte die Vögel singen und sah, wie sie ihre Jungen fütterten, dann dachte ich immer: o ihr dummen, hübschen Vögel, ihr wißt es nicht, wie glücklich ihr seid, aber wenn ich erst mein Kindchen füttere und wenn ich es einsinge in den Schlaf, dann — ja dann kommt und seht 'mal zu, wie glücklich eine Menschenmutter ist, wenn sie auch einen schlechten und miserabeln Vater zu ihrem Kinde hat. Gott ist unser Vater, predigt unser Herr Pfarrer; nun dann habe ich ja einen Vater für mein Kind, den ich hoch verehren kann.

„So dachte ich oft im Walde, lieber Herr. Und wenn ich recht müde geworden war, dann schlich ich mich auf dem Rückwege immer in das Dickicht hinein, da war wildverwachsenes Gestrüpp um einen Hügel und darin hatten die Hirten und Holzarbeiter vor lieber langer Zeit ein tiefes Loch gegraben, worin sie kochen und wirthschaften konnten. Aber mir gefiel der Platz sehr gut. Ich legte mich da hinein, breitete meine weite, blaue Schürze über meinen Kopf und schlief ein Stündchen. Dann ging ich wieder nach Hause mit neuen Kräften.

„Ende Juli fühlte ich mich aber so krank, daß ich es der guten Schafhirtin klagen mußte, und die holte geschwind die Hebamme herbei. Diese streichelte mir

die Backen und sagte: Noch vierundzwanzig Stunden hat es Zeit, dann aber ist ein Jüngelchen da.

„Herr Gott, wie freute ich mich. Ich war ganz geduldig und vernünftig, ging auch nicht nach dem Anger, sondern blieb, das Haus hütend, daheim. Kaum hatte die Schafhirtin mit dem Suppentopfe das Haus verlassen, so trat der neue Schulze, der ein Bruder von der Schenkwirthin war, in die Stube und sagte mit grobem, barschem Tone: Ich höre, Sie will in Wochen, Jungfer. Da mache Sie nur, daß Sie hier fortkommt. Das wird hier nicht gelitten. — Aber, mein Gott, sagte ich ganz bestürzt, wo soll ich denn hin? — Nach Ihrer Heimath, antwortete er kurz. — Ich habe ja keine Heimath, sagte ich. — Nu, Sie wird doch irgendwo geboren sein? sprach er hämisch. Und wenn Sie hinter dem Zaune geboren ist, so kann Ihr Bankert auch da in's Leben schreien. Marsch, fort! Wenn ich Sie nach einer Stunde noch hier finde, so lasse ich Sie vom Büttel über die Grenze bringen. — Ich hätte am liebsten laut geheult und geschrien vor Jammer und Schreck, allein ich setzte meinen Kopf auf und sagte: mich kann niemand jagen. Das will ich abwarten! — So? fragte höhnisch der Schulze. I, als wenn es keine Ge-

setze gäbe, die solche Landstreicher, solche — — ach, er benannte mich mit schändlichen Namen — zwingen könnten. Wer ernährt denn Ihren Bankert, wenn Sie die Augen darüber zu thut? He? Die Gemeinde? Profit die Mahlzeit. In einer Stunde ist Sie fort oder ich lasse Sie bringen. — Er ging und ich schluchzte laut. Daran hatte ich gar nicht gedacht, daß ich sterben und meinen armen Wurm verlassen und verstoßen auf der Welt lassen könnte. Wo sollte ich denn hin? Mein Vater war nicht da und kam auch vor dem September nicht wieder. Ich packte mir mein Kinderzeug unter immerwährendem Weinen zusammen — ich selbst hatte nichts, als was ich am Leibe trug, und wartete sehnlich, daß die gute Schafhirtin kommen solle. Darüber hatte ich vergessen nach der Uhr in der Stube zu sehen, und mit einem Male stand der Schulze mit einem großen Mann, der einen fürchterlichen, mit Eisen beschlagenen Stock in der Hand trug, vor mir. Ich schrie laut auf. Ach, meine Schmerzen im Kreuze wurden vor Schreck noch 'mal so toll. Ich konnte kaum mehr stehen. Der Kerl mit dem Stocke griff mir an die Schultern, um mich zu halten, sonst wäre ich der Länge nach hingeschlagen, und sagte lachend: Hören Sie, Schulze, das ist die

höchste Zeit, sonst haben wir die Bescheerung doch hier. — Man stieß mich aus der Stube — ich wußte von nichts, denn meine Sinne verwirrten sich — nur das weiß ich, daß die Schenkwirthin laut lachte, als ich vorbeigeführt wurde Es ging eine ganze Strecke fort mit mir. Der Büttel stieß mich von Zeit zu Zeit heftig in den Rücken und das that mir erschrecklich weh. Endlich blieb er stehen an einem Graben, deutete darüber hinweg und sagte: Da, über den Steg gehst Du nun und läßest Dich hier diesseit des Grabens nicht wieder blicken, bevor die Geschichte vorbei ist, sonst haue ich Dich nieder — verstehst Du? — Ich nickte mit dem Kopfe und ging über das Bret, das über den Graben gelegt war. Der Kerl lachte laut auf, als ich hier sogleich in's weiche Gras hineinsank und mich fürchterlich krümmte. — Das ist mir schon recht, wenn es da losgeht, rief er noch, ehe er sich entfernte; hat mir doch der Maifelder Büttel neulich denselben Streich gespielt. — Ich war nun allein. Ach, was für Schmerzen ich ausstand und welche Angst! Aber es ging vorüber. Als ich wieder zu mir kam, da fiel mir ein, daß er von Maifeld gesprochen hatte. Maifeld stieß aber dicht an den Anger, wo der gute Schafhirt seine Schafe hütete.

Ich sah mich um und dankte Gott, daß der Mensch mich gerade hierher, wo ich ganz gut bekannt war, geführt hatte. Nach einigen Minuten raffte ich mich auf und ging nach dem Walde zu, der mir seitwärts lag. Wenn ich da hindurch war, so stand ich nicht weit von der Schafhürde und konnte von dem Hirten bemerkt werden. Denn auf das Köbenitzer Gebiet ging ich nun und nimmermehr wieder hinüber. Ich ging langsam und schwerfällig immer am Graben hin und mit einem Male stand ich an meiner Höhle, wo ich immer geschlafen hatte. Sie bildete die Grenze hier und der Graben hörte auf. Ich legte mich ruhig nieder, um auszuruhen, denn hier durfte mir der Köbenitzer Büttel nichts thun. An den Maifelder, der meinen Aufenthalt erfahren konnte, dachte ich erst später. — Ach, lieber Herr, als es Abend wurde, da hatte ich unter vielen Thränen und vielen Schmerzen zwei kleine Jungen geboren. Allein, ganz allein, ohne Menschentrost und ohne Menschenhülfe. Aber Gott hilft schon, wenn er sieht, daß die Noth zu groß ist. — Die Zwillinge lebten — sie schrien hell und tüchtig, als sie merkten, daß kein Mensch sich um sie bekümmerte. Aber bald bekam ich wieder Kraft und Geschick. Ich bündelte sie in meine Kinderwäsche ein,

legte sie auf die Kissen, deckte sie mit meiner blauen Schürze zu und Gott gab's, daß es eine so warme und milde Nacht war, wie noch niemals. Da schliefen wir nun unser drei in der Höhle, wo ich immer allein geschlafen hatte.

„Am Morgen da war ich so wohl und so lustig wie die Vögel auf den Bäumen über uns. Ich schöpfte mit der Hand Wasser aus dem Graben und wusch meine Jungen, dann aber fing mich an zu hungern. Ich hatte seit vorigem Tage nichts gegessen —. Ich schlich mich sachte aus dem Walde. In jedem Arm trug ich ein Kind und winkte und rief dem alten Hirten. Ganz erstaunt kam er zu mir. Er wußte noch nichts von meinem Unglücke, aber als ich es ihm erzählte, da sagte er ernsthaft: — Das habe ich wohl gedacht, daß es so kommen würde. Es ist eine traurige Geschichte, daß solche Grausamkeit durch das Gesetz vertreten wird. Na — es soll Dir an nichts fehlen. Hier hast Du Brod und Speck und eine Bouteille Cofent. Halte Dich still und laß Dich nicht sehen. Ich sorge für Dich, aber es darf das niemand wissen, selbst meine Frau nicht. Bis zum Herbst geht es und dann kannst Du auf Deine beiden verlassenen Kinderchen schon um Gotteswillen

betteln gehen. So wurde es nun, bester Herr. Aber — unser Unglück fing erst an, als mein Vater an zu klagen fing, daß ihm nicht recht gut zu Muthe sei. Er wanderte zwar im October noch einmal fort, ungefähr zwei Stunden weit, damit hörte jedoch sein Verdienst auf. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als daß wir uns von Lehm und Erde und einigen Bretern die Erdhöhle zu einer Erdhütte umschufen und uns für den Winter einrichteten. Der alte Schafhirte schaffte uns einen kleinen Blechofen an, abgefallenes Laub und Baumreiser gab es genug, um unsere sehr kleine Stube zu wärmen und für Proviant sorgte im Stillen der alte Mann, so viel er konnte. Ich selbst bin auch einige Male mit der Drehorgel nach Maifeld und nach Blankenfelde gegangen und habe mir von dort etwas Kartoffeln und Brod zusammengeorgelt, aber es ging uns doch manchen Tag trübselig genug. Endlich starb mein Vater und — ich habe ihm ein Grab gegraben und ihn hineingeschleppt. Das war vor zwölf Wochen. Vorgestern hörte ich, als ich mit meinen kleinen Würmern in der Kiepe auf Betteln ging, daß der Feldhüter von Körbenitz zu einem Bauer sagte: — Hört 'mal, ist dies Weib nicht des Orgelspielers Breithaupt Tochter? — Ich wollte mich nicht

zu erkennen geben, weil ich immer fürchtete, daß man mein Versteck auffinden und mich Heimathlose wegjagen würde, deshalb ging ich still vorüber, als der Bauer antwortete: Nein, die ist todt! — Aber der Feldhüter sprach weiter: — So! Ich dachte nur, die könnte jetzt ihr Glück machen, denn nach dem alten Breithaupt schreiben sie sich von Hamstedt aus ja alle Finger lahm und die Zeitungen sind voll davon. — Lieber Herr, ich lief mit meiner Kiepe voll Jungen wie ein Wiesel in's Dorf und setzte sie bei der Schafhirtin, die noch immer nicht weiß, wo ich eigentlich hause, ab. Es träumte mir von Glück auf dem ganzen Wege und das Glück machte mich im voraus übermüthig. — Was wollen Sie denn von meinem Vater?"

Dem Rath graute davor nach dieser Erzählung, die das Gepräge der ungeschminktesten Wahrheit trug, noch seine Verdachtsgründe näher zu erörtern. Welch ein Elend! Und dieser Mann, der ohne Sarg in einem Winkel des dichten Waldes eingescharrt wurde, der sollte im Besitz von zwei tausend Thalern gewesen sein? Es war unmöglich! Zu all diesem Jammer sollte er nun noch die Kränkung häufen, daß das Andenken des alten ehrlichen Menschen beschimpft würde

durch den Verdacht eines verübten Raubes? Das war fast zu viel für sein menschenfreundliches Herz. Aber die Pflicht drängte.

„Hat Dein Vater niemals Papiergeld gehabt?“

„Papiernes Geld?“ fragte die Frau mit ungläubigem Lächeln. „Nein, das kenne ich nicht! Gilt denn das im Lande?“

„Großer Gott,“ murmelte der Rath zu dem Actuar hinübergeneigt, „sollte man das glauben, daß solche Fragen im neunzehnten Jahrhundert gethan werden können?“ — Er legte das Kinn auf seine aufgestützte Hand und dachte einen Augenblick nach. Dann erhob er sich mit plötzlichem Entschlusse und sagte in einem leichten Tone: „Denke Dir nur, daß sich Verdacht gegen Deinen Vater erhoben hat: er habe im vorigen Sommer zweitausend Papierthaler mit sich genommen —“

„Gestohlen? Herr — gestohlen sagt man? Mein Vater hätte gestohlen? —“ Hastig stieß das arme Weib diese Worte hervor, ihre Augen traten vor Entsetzen über eine solche Beschuldigung weit aus den Höhlen heraus — sie rang die Hände zusammen, daß alle Gelenke knackten —. „Das ist doch noch schrecklicher als hungern,“ sagte sie dann.

„Beruhige Dich — der Verdacht verschwindet, so wie man sein elendes Ende erfährt —“

„Das ist egal — man hat es doch gedacht —“ stammelte sie. „Also es hilft einem nichts in der Welt, wenn man auch so ehrlich ist und so treu wie Gold. Arme Leute sind geborene Diebe — ja, arme Leute stehlen, weil sie arm sind.“

Es jammerte den Rath unbeschreiblich, sie so zu sehen. Er wußte nur gar nicht, wie er ihr helfen, wie er sie beruhigen sollte. Da trat einer jener Glücksfälle, die der kurzsichtige Mensch Zufall nennt, die er aber Gottes gnädige Fügung nennen sollte, ein.

Der Bote reichte ein Packet Acten herein und sagte: „Die Meier'schen Acten — vom H..schen Zuchthause zurück.“

Mit ganz besonderer Eilfertigkeit riß der Rath den Umschlag auf und durchblätterte die Acten. Er hatte sie dem Director des Zuchthauses mit dem Auftrage übersendet gehabt, dem Gottfried Meier die glückliche Wendung seiner Untersuchung mitzutheilen und ihn darüber zu vernehmen, was er noch dazu anzuführen habe.

Bald war der Rath an der Stelle, wo die Verhandlung mit Gottfried begann. Er las. Sein Gesicht

verrieth eine große Spannung, die sich immer mehr steigerte, bis sie sich endlich in den Worten Luft machte:

„Bei Gott im Himmel! Dieser Meier ist ein seltener Mensch! Lesen Sie, Herr Actuar — das kommt uns nicht oft vor!"

Während dieser las, wendete sich der Rath wieder zu Breithaupt's Tochter um.

„Hast Du wohl in Deinem Leben so recht von Herzen Gott erkennen gelernt?" fragte er sie. „Das heißt, ob Dir nicht oft begegnet ist, daß Du da Gott danken mußtest, wo Du gegen Dein Schicksal murrtest?"

„O — wohl habe ich das, lieber Herr," antwortete sie mit kläglichem Tone, „allein dies ist denn doch zu toll! Wenn man ehrlich gelebt hat, noch im Grabe als Dieb angeklagt zu werden — das geschieht gewiß nur so armen, verlassenen Menschen wie uns."

„Tröste Dich. Gott hat schon geholfen und dieser Weg, den Du gemacht hast, der soll Dir zu einer Heimath und Deinen armen Kindern zu einem Obdache, ja wenn Du es willst zu einem Vater und Ernährer verhelfen. Sage mir, wenn Du es weißt, wer der Mensch war, der Dich bethörte —"

„Um Gotteswillen — den mag ich nicht sehen, geschweige denn ihn zum Manne haben. Dieser schlechte miserable Mensch —! Aber Herr — wenn Sie mir eine Heimath verschaffen wollten? Wenn ich als ordentlicher Mensch mit meinen Jungen unter Menschen leben könnte und nicht, wie ein Thier, mit den Vögeln und Hasen und Kaninchen im Walde — ja das, Herr, das dankte ich Ihnen. Arbeiten will ich schon dafür, aber nicht dienen, ja nicht dienen, wo mir bald dieser, bald jener befiehlt, wo mich der stößt und jener schlägt. Das kann ich nicht vertragen. Arbeiten kann ich wie ein starker Mann. Ich will waschen und graben und dreschen und scheuern, wie nur Einer. Dann nehme ich meine Jungen mit dahin, wo ich arbeite, denn das thue ich nimmermehr, daß ich sie allein lasse, und am Abend schleppe ich sie auf dem Rücken oder in der Kiepe wieder nach Hause. Sie sollten nur die dicken und gesunden Bengel sehen. —“ Das arme Weib lachte mit hellen Thränen in den Augen und schnalzte mit der Zunge, um die Schönheit der Kinder anzudeuten. — „Aber die Bauerfrauen stopfen sie auch gut. Gehungert haben die noch nicht, aber gefroren schon tüchtig.“

„Sind sie denn getauft?“

„Die Jungen?“ fragte die Frau betreten. „Nein, vom Pastor noch nicht. Ich habe ein Tröpfchen Wasser auf ihren Kopf gesprengt, als sie vierzehn Tage alt waren, und habe gesagt: Ihr sollt Hans und Fritz heißen. Aber wer nun Hans getauft ist und welcher Fritz, das hatte ich gleich nachher vergessen und das ist auch egal. Es ist Hans und Fritz. Sie sehen ganz egal aus, nun können sie auch egal heißen.“

„Ihr nennt sie also Hansfritz?“

„Nein. Hans und Fritz. Und da hören sie alle Beide.“

Der Rath konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, obwohl es ihm wieder unerhört erschien, daß so etwas im neunzehnten Jahrhundert in einem wohlorganisirten Staate geschehen könne, der an tausend Polizeibeamte und in jedem Dorfe eine Polizeiverwaltung aufzuweisen hatte.

„Würdest Du mir auch Wort halten, wenn Du mir versprächest von nun an ein stilles und ruhiges Leben zu führen?“

„Wenn die Jungen am Leben und bei mir bleiben, ganz sicher, denn ich möchte sie besser gewöhnen und besser erziehen, als ich gewöhnt und erzogen wurde. Die Jungen sind nicht dumm — ja lachen Sie nur,

Herr Actuar, es ist doch wahr, und da kann man gar nicht wissen, welch ein großes Thier aus ihnen wird, wenn sie 'was lernen. Es ist mancher hinter dem Zaune geboren und ist was Ordentliches geworden und mancher hat zuerst in einem goldenen Schleier geschrien und ist hinter dem Zaune gestorben."

„Nun — ich will es mit Dir versuchen," sagte sichtlich mehr und mehr befriedigt von dem natürlich kräftigen und offenen Charakter dieses armen Geschöpfes der Rath. „Komm in acht Tagen hierher mit Deinen klugen, dicken und gesunden Kindern, ich will bis dahin die Erlaubniß beim Magistrate erwirken, daß Du Dich als redliche Tagelöhnerin hier aufhalten darfst. Apropos, weißt Du denn nicht, woher Du stammst, wo Du geboren bist?"

„Ich, lieber Herr, bin im Magdeburgischen in einem Dorfe, das Altensleben heißt, geboren. Da war mein Vater vor neunzehn Jahren auf einem großen Amthofe angestellt. Als er jedoch den Arm brach und die Hand darnach ganz lahm blieb, da lohnten sie ihn ab. Das ist nicht anders auf solchen Aemtern. Wer nicht thun kann, was verlangt wird, der ist übrig."

„Wo war Dein Vater her?"

„Der? Ach das ist eine Geschichte, von der er nicht gern sprach. Sehen Sie, lieber Herr, wer hoch steht, der kann fallen, aber wer tief steht, der kann steigen. Darum können meine Jungen auch 'was Ordentliches werden und tüchtig steigen, denn sie stehen tüchtig tief. Mein Vater ist eigentlich aus Osterleben —"

„Wie? Was?"

„Ja, ja. Mein Großvater war der Besitzer der Papiermühle im Walde."

„Ja, ich erinnere mich," sagte der Actuar hastig. „Ein früherer Besitzer hieß Breithaupt und war ein vermögender Mann. Aber er war ein Verschwender — mußte die Mühle überlassen an den Baron, dem er ungeheuer schuldete, und verschwand bald nachher —"

„Ja, so ist die Geschichte, so erzählte sie mein Vater immer. Er verschwand nämlich in der Elbe, wo er sich aus Verzweiflung ertränkte. Mein Vater konnte den Wald bei Osterleben nie sehen ohne Thränen und den Mühlenweg, wo er als Junge so oft gespielt hatte, den ging er nur im höchsten Nothfall. Er wählte lieber den viel weitern Fahrweg, wenn er hinüber ging. Ja, mein Vater war ein curioser, aber grundehrlicher Mann, das können Sie mir glauben."

Die beiden Herren hatten sich bei diesen Worten verstohlen zugenickt. Sie fanden eine Bestätigung von dem darin, was Gottfried ausgesagt hatte.

„Sonderbare Zufälligkeiten," sagte der Rath. — „Nun will ich Dich ganz kurz zu Protocoll vernehmen," setzte er hinzu, „und dann magst Du zu Deinen Kindern gehen."

„O, ich laufe die sieben Meilen schnell. Heute Abend bin ich wieder bei den Würmern."

Jetzt begannen die üblichen Förmlichkeiten. Der Rath dictirte:

„Es erschien die unverehlichte Breithaupt — und so fort — mit der Erklärung, daß ihr Vater vor zwölf Wochen verstorben sei u. s. w."

Als des Orgelspielers Tochter mühsam drei Kreuze statt ihres Namens unterzeichnet hatte, zahlte ihr der Actuar einige Thaler hin und bedeutete sie: das wären die Reisegebühren, die jedem Zeugen von Staatswegen bewilligt würden.

„Das Geld soll ich haben?" fragte sie mit ungeheurem und höchst lächerlichem Erstaunen.

„Ja," sagte der Rath und zog seine Börse. „Und hier, diesen Thaler schenke ich Deinen dicken und gesunden und klugen Jungen. Den bringe ihnen mit."

Das junge Weib konnte sich nicht fassen. Bald griff sie jauchzend in den kleinen Geldhaufen von kleiner Münze, den der Actuar zusammengeschoben hatte, bald trat sie, als hätte sie sich verbrannt, weit vom Tische zurück.

„Herr, lieber Herr, sprechen Sie die Wahrheit? Das viele Geld gehört mir? Es ist nicht wahr! Sie wollen mich foppen! Und wenn ich dumme Person es in der Hand habe, dann muß ich es wieder hinlegen und Sie lachen —."

„Nimm es nur," sprach der Actuar lächelnd. „Wir lachen nicht und nehmen es Dir auch nicht wieder ab."

Sie griff nun herzhaft zu und preßte ihre Hand fest darüber zusammen. Schon wollte sie mit vollem Jubel zur Thür hinaus, da fiel ihr wieder etwas schwer auf's Herz.

„Aber, bester Herr, daß mein Vater als ehrlicher Mann gestorben ist, das ist doch nun ausgemacht?"

„Ja! Das wird sogleich festgestellt werden. Darüber ist nicht der geringste Zweifel mehr."

„Und dies Geld — das ist doch kein Spitzbubengeld?"

„Nein, ganz gewiß nicht!"

„Na, dann danke ich schön und mag es Ihnen

Gott segnen. Ueber acht Tage bin ich mit meinen Würmern hier."

Als sie endlich verschwunden war und die beiden Gerichtspersonen sich ausgelacht hatten über die treuherzige Furcht des armen Weibes, da fragte der Rath:

„Was meinen Sie zu Meier's Erklärung?"

„Sie zeigt, daß Meier ein ehrliebender Mensch ist, der selbst nicht den günstigsten Schein für sich benutzen will."

Der Rath nahm die Acten nochmals vor und las die Protocolle vom Zuchthause. Sie lauteten ungefähr in gedrängter Zusammenstellung wie folgt:

„Nachdem der Sträfling Gottfried Meier die günstigen Berichte über seinen Untersuchungsproceß erfahren hatte, erklärte er mit großem Eifer: es sei ferne von ihm, zufällige Ereignisse zu seinem Vortheile benutzen zu wollen. Er müsse sich gegen die Verdachtsgründe, die von nun an auf dem Orgelspieler Breithaupt haften würden, auf das bestimmteste aussprechen, weil er sich nur zu wohl erinnere, daß der Breithaupt nicht weit von der Voigtei noch ganz harmlos georgelt habe, während er schon, des Mordes angeklagt, dahin geführt wäre. Als Zeuge würde der Sergeant Wagner dienen können, der ihn begleitet

habe. Da er aus Erfahrung die furchtbare Marter kennen gelernt hätte, des angeschuldigten Verbrechens nicht fähig zu sein, so wolle er nach seinem besten Vermögen diesem armen ehrlichen Menschen diese Qual zu ersparen suchen."

„Wenn ich doch einen Späherblick in dies Gewebe von Geheimnissen werfen könnte," sprach der Rath, nachdem er die Verhandlungen nochmals durchlesen hatte, „denn ich traue meiner jahrelangen Erfahrung: ein Geheimniß drückt die Seele dieses Meier nieder."

„Sollte nicht die Bitterkeit der Strafe seine Seele eben so gut beängstigen können?" antwortete der Actuar.

„Gehen Sie doch! Eine Seele wie diese und einen so festen Willen wie in diesem Menschen habe ich während meiner siebzehnjährigen Praxis nicht gefunden. Vielleicht kommt dieses Geheimniß nie an's Tageslicht; aber es waltet eins vor, darauf schwöre ich."

Es blieb nun dem Inquisitoriate noch wenig zu thun übrig, um Gottfried's Sache zur zweiten Instanz fertig zu machen.

Daß sich der angeregte Verdacht gegen den Orgel-

spieler gänzlich zerschlagen habe, erfuhr man sehr bald in Osterleben, und die Hoffnung der Personen, welche mit Inbrunst eine glücklichere Lösung erwartet hatten, zerfiel damit in tausend neue Befürchtungen, weil sie nun kein Mittel mehr wußten, um genügende Beweise für die Möglichkeit eines spätern Raubes aufzufinden. Während sie verzagten und wieder trauriger umherschlichen, ging die Sache zum zweiten Spruch und erregte im zweiten Senate die höchste Theilnahme. Man huldigte in demselben überhaupt schon den mildern Beurtheilungen, daher kam es, daß fast keine einzige Stimme sich dagegen erhob, als der Referent mit vieler Beredtsamkeit auseinandersetzte: daß man hier sehr leicht in den Fall kommen könne, ganz ungerechter Weise einen Menschen wegen eines nicht begangenen Verbrechens zu verurtheilen.

Er schloß damit, daß es erwiesen sei: — der Gottfried Meier habe sich in der Zeit im Gebüsche befunden und zwar in der Nähe der Gegend, wo der Anfall geschehen sei. — Ferner sei es bewiesen: — daß das Messer genau zu den Löchern im Zeuge passe; — ferner spreche für die That: — die von Katharine Goltermann eingeräumte Gemüthsaufregung — Gottfried's hastiges Fortlaufen, als sie von dem

Inspector sich entfernt habe, und noch mehrere Dinge, die der Referent schon näher erörtert habe, deshalb trage er auch darauf an, diese That, obwohl sie vom Inculpaten nicht eingeräumt sei, zu strafen und zwar mit einer Strafe von achtzehn Monaten Zuchthaus, allein er müsse ebenfalls darauf antragen, ihn von dem andern Verbrechen vorläufig freizusprechen.

Nach einigen Debatten über den Zeitraum der Strafe, die man etwas zu gelinde finden wollte, drang der Referent doch durch und das Erkenntniß ging aus den Händen des zweiten Senats hervor: „Der Gottfried Meier ist wegen schwerer, körperlicher Verletzung mit achtzehn Monaten Zuchthaus zu bestrafen und wegen des Raubes vorläufig freizusprechen.“

Wer möchte den Jubel schildern, der mit der Bekanntmachung dieses Urtheiles in Osterleben ausbrach? Wer die Thränen des Dankes? Wer das inbrünstige Dankgebet im stillen Kämmerchen zu malen versuchen? Achtzehn Monate! Es war ja eine Kleinigkeit gegen den öden Zeitraum von acht Jahren! Achtzehn Monate, und vier Monate saß er schon auf dem Zuchthause, also kaum noch vierzehn Monate! Wie viele Wochen — wie viele Tage sind das? Katharine

zählte wie ein Kind, das die Weihnachtsfreude nicht erwarten kann, die Nächte, die sie noch schlafen müßte, ehe Gottfried wieder käme. Und eines Morgens, so träumte und dachte sie, eines Morgens war er da! Dann wollte sie ihm reumüthig entgegentreten, dann wollte sie sich demüthigen und dann würde er ihr verzeihen, und sie konnte noch glücklich werden.

Karl, der nun wieder sang und jodelte, pfiff und lachte, machte andere Pläne. Er ließ ganz fix seine Werkstatt in ein Hinterstübchen bringen, ließ den Maurer kommen und die große Stube schön grün mit weißer Kante malen, ließ die Fenster schneeweiß anstreichen, ließ scheuern und putzen und sogar Gardinen aufstecken. Dann stieg er in eine Dachstube hinauf, die bei den Lebzeiten seiner Mutter immer die Bettkammer hieß und die diesen Namen auch redlich verdiente, denn sie war vollgepackt mit den schönsten Betten. Hier suchte er mit wahren Kennerblicken die Stücke hervor, die zusammen paßten, und nachdem er einen ziemlich ansehnlichen Haufen zu zwei Betten zusammengeschmissen hatte, rief er die Hausmagd und ließ sie hinunter in die Kammer tragen, die dicht hinter der großen Stube lag. Da wurden sie aufgeschichtet und Karl sparte die Kraft seiner Fäuste nicht,

um sie aufzulockern. Bald blähten sie sich in ihren roth- und weißcarrirten Ueberzügen hoch auf und luden ein zur sanften Ruhe. Nun wurden die Tische und Stühle untersucht. Was noch taugte, wurde sehr gern aufgenommen, was aber schlecht war, das marschirte für jetzt in die gegenüberliegende zweite große Stube, wo die Lohgerbergesellen Mittags zu speisen pflegten. Dafür kaufte Karl aus seinem Beutel, der einiges sauer Ersparte in sich trug, neue, recht hübsche Sachen, sogar ein Sopha und einen Spiegel, stellte das alles recht zweckmäßig auf, schloß dann seine Stube zu und ging schnurstracks zu dem Herrn Pfarrer, um ihn zu bitten, ihn als Bräutigam mit Jungfrau Elisabeth Jung, Tochter des ehrsamen Schuhmachers Jung und seiner Ehefrau Karoline, geborne Korn, als Verlobte, die in den heiligen Ehestand zu treten gesonnen sind, von der Kanzel zu verlesen.

Liesel mußte wohl schon von Karl's geschäftigen Streichen wissen, denn sie erschrak gar nicht, als der Herr Pfarrer zu ihr in die Küche trat und freundlich sagte:

„Du willst also nun heirathen, Liesel? Und ich soll Dich drei Sonntage nacheinander von der Kanzel verlesen? Nun, da Du eine so treue Magd gewesen

bist, so will ich Dich auch aus freundschaftlicher Theilnahme ohne alle Gebühren trauen und will Dir hiermit noch ein schönes Gesangbuch zum Andenken geben.“

Liesel jauchzte laut auf vor Freude, denn sie hatte kein eigen Gesangbuch, sondern mußte sich immer von ihrem Fräulein eins borgen. Als sie, vor Freude weinend, dem guten alten Herrn dankte, da kamen nach einander Alle, die zum Hause des Pfarrers gehörten und schenkten ihr: Teller und Tassen, Schüsseln und Töpfe, Kellen und Löffel und sogar zwei blanke Kessel, unter lautem Spaß und frohem Gelächter. Aber Liesel wurde ganz still vor freudigem Erstaunen. Sie hielt ihre Hände gefaltet vor der Brust und schaute von Einem zum Andern mit einem Blicke, der ausdrückte: „Bin ich denn dieser Güte werth? Was soll ich Euch Allen thun, um meine Dankbarkeit zu zeigen?“

Es war, als hätten die Einwohner von Osterleben, welche volle Kammern und volle Beutel besaßen, nur darauf gewartet, daß ihnen vom Pfarrer ein gutes Beispiel gegeben werden sollte, so reichlich strömte von allen Seiten der nothwendige Hausbedarf in das elterliche Haus von Liesel. Und die armen Schuh-

machersleute, die außer Liesel, welche die Aelteste war, noch eilf lebendige Kinder satt zu machen hatten, konnten es wahrlich brauchen, daß gute und wohlthätige Leute ihre hübsche, fromme Tochter ausstatteten. Für sie selbst und ihre Kinder fiel dabei auch manch hübsches Stück ab, das man sonst dem ehrliebenden Schuhmacher Jung, der gern arbeitete und sich ungern etwas schenken ließ und am allerwenigsten etwas erbettelte, nicht anzubieten gewagt hätte.

Als der dritte Sonntag heranrückte, da sah es schmuck und freundlich in Schuhmacher Jung's Hause aus wie niemals, und die Kinder liefen alle eilf wohl zwanzigmal täglich in die Kammer, wo der Kleiderschrank stand, um die neugeschafften Anzüge zur Hochzeit zu betrachten und zu bewundern. Aber als nun gar am Donnerstage Abend die Frau Goltermann mit ihrer Tochter Kathe kam und die Goltermann'sche Dienstmagd einige Eimer Milch, Zucker, Bärme und Butter in die Jung'sche Küche absetzte und der Goltermann'sche Knecht eine ganze Karre voll Mehlsäcke ablud, da trompeteten die Jung'schen Jungen vor Jubel auf den hohlen Händen einen Freudenchor und die Jung'schen kleinen sieben Mädchen setzten die Worte: Kuchen wird gebacken — Kuchen — schöner Hoch-

zeitskuchen —! in die schönste Melodie und sangen zu dem Trompetentusch ihrer vier Brüder.

Das war eine Hochzeit voll Freude! Eilf Kinder, die sich wohl noch niemals in Kuchen hatten satt essen können, standen vom frühen Morgen bis zum späten Abend immer mit offenen Händen und mit offenen Magen bereit, den gelegentlichen Abfall gewissenhaft zu verspeisen, und als es endlich am Nachmittag wirklich so weit gekommen war, daß ihre Schwester Liesel zur Frau des glückseligen Karl Meier eingesegnet wurde, da eilten sie von der Trauung mit ungeheurer Freude zurück in's Haus, denn nun gab es Kaffee und Kuchen, so viel die eilf Magen nur fassen konnten.

Nachdem das Brautpaar mit den Trauzeugen sich etwas erquickt hatte im elterlichen Hause, ging es hinaus in die Papiermühle, wo die eigentliche Hochzeitsfeier erst begann und unter Lachen, Scherzen, Essen, Trinken und Tanzen bis zum Morgenroth dauerte. Dann aber war es vorbei mit dem Jubiliren und der Schuhmacher Meier fing sogleich ein höchst ehrbares, solides und arbeitsvolles Leben mit seiner hübschen jungen Frau an.

Der erste Tag verging unter dem Einrichten der

Wirthschaft und dem Einpacken der Sachen ziemlich unruhig. Karl war wirklich froh, als der Abend herankam und er sich endlich ruhig hinsetzen konnte. Sein Liesel bewies ihm sogleich ihre Fertigkeit im Kochen durch das Backen eines delicaten Eierkuchens, den sie ihm mit verschämter Freundlichkeit und mit einem tiefen, schelmischen Knix auf den Tisch setzte, als er mit einem lauten: „Ach!“ seine Beine in Ruhe von sich streckte.

„Sieh, Liesel, das ist doch eine andere Sache, wenn man sein Weibchen im Hause hat,“ sagte Karl schmunzelnd, indem er sie auf seine Knie niederzog und recht herzhaft drückte und küßte. Wäre ich noch Junggesell, so hätte sich niemand den Kukuk d'rum geschoren, ob ich müde und hungrig geworden wäre. Ich hätte mir unlustig meinen Brodschnitt mit Butter bestrichen und wäre brummig über die Quälerei der Tagesarbeit zu Bette marschirt. Aber so — guk — da steht ein Eierkuchen, wie ihn ein Prinz von Preußen nicht besser ißt, und da liegt ein blankes Messer und eine Gabel dabei, da steht die Butter im reinen Näpfchen, da präsentirt sich ein prächtig stinkender Käse und was das Beste ist —? Hei — da habe ich eine Mitesserin auf dem Schoße, die werth ist eine Königin zu sein.

Das wird von nun an ein Leben werden wie im Himmel! Ach — nur eines, uur eines drückt mir das Herz ab —! Wenn ich nur meinen Gottfried erst wiedergesehen habe —"

„Ach, bester Karl," rief Liesel ganz erschrocken, „als ich den Eierkuchen buk — es war mir ein ganz klein bischen angst dabei, denn wenn der erste Eierkuchen einer jungen Frau mißräth, so geht es ihr immer rückwärts in der Wirthschaft — da brachte mir der Postbote zwei Briefe auf einmal. Sie sind sicherlich von Deinen Brüdern. Iß nur immer drauf los, ich hole sie unterdessen."

Karl ließ sich diesen Befehl nicht zweimal wiederholen. Seine Nase hatte lange genug allein Ergötzen an dem dampfenden Gerichte vor ihm gehabt. Blitzschnell schlug er ein und hatte glücklich schon die Hälfte verzehrt, als Liesel mit den Briefen zurückkam.

„Lege sie nur in's Fenster," sagte er. „Wir wollen sie als Nachtisch benutzen. Der Theodor wird zierlich genug schreiben — am Ende aller Enden giebt er uns ein Gedicht zum besten. Iß nur, mein Liesel. Iß! Na, schmeckt es nicht im eignen Hause delicat?"

Liesel schluckte mit dem ersten Bissen eine stille Dankesthräne hinunter, daß Gott sie so gütig geführt habe, aber dann wurde sie vergnügt wie ein Kind.

Das Mahl war bald beendet. Während Liesel abräumte, brach Karl die Siegel der Briefe. Gottfried's Brief las er still für sich und sein Mienenspiel verrieth sein bewegtes Herz. Aber Theodor's Epistel hielt er lachend der jungen Frau entgegen und rief:

„Höre nur, Liesel! Der schnappt noch über!“

„Mein sehr geliebtes Brautpaar!“

„Einen Posttag zu spät, Herr Bruder,“ unterbrach er sich und blinzelte mit einem Schelmenblick seine junge Frau so bedeutend an, daß sie erröthend seine Augen zuhielt.

„Liesel, laß mich lesen, sonst wird es finster,“ lachte der Schuster ausgelassen.

„Ja, Du kannst lesen, was da steht, aber Du sollst keine Seitenbemerkungen machen. Versprichst Du das?“

„Ja! Ja! Ja! — Du bist ja ein ganz desperates Frauenzimmer — hätte ich das gewußt, dann hätte ich Dich mein Lebtage nicht geheirathet.“

„Wir können uns ja scheiden lassen" — sagte Liesel mit einem Blicke, der einem Eisbären das Herz warm gemacht hätte.

„Ein andermal wollen wir das auch thun," entgegnete er sehr ernsthaft, preßte sein Weibchen aber dabei so herzlich an sich, als wolle er es nie, nie wieder von sich lassen. „Höre aber nun zu! Also:

„Mein sehr geliebtes Brautpaar!

Da ich leider meine brüderliche Sehnsucht: an dem Tage Eurer Verbindung bei Euch sein zu können, bezwingen muß, so nehme ich die Feder zur Hand, um meine heißen und innigen Bruderwünsche für Euch auszusprechen. Möchte nie ein Gewitter mit seiner Schwüle, mit seinen Blitzen und Donnern das blaue Zelt Eures Lebens- und Ehehimmels überziehen —! Möchte Euch das Geschick nur immer Rosen des Glückes darbieten und möchte unser gnädiger Gott mir das Glück gewähren, mit wahrster Bruderliebe alle die Dornen von den Rosen pflücken zu können, die Euch verwunden möchten! Möchte die Liebe wie ein Rosengewölke Eure Tage verklären — aber bei alledem vergesset mich, Euren Bruder, nicht, der täglich und stündlich für Euer

Glück betet, der sein Leben für seine Geschwister opfern könnte.

Es wird Euch gewiß interessiren von meinen Schicksalen zu hören, und ich kann diesen Brief nicht abgehen lassen, ohne Euch davon zu unterrichten, wie es mir bis daher ergangen ist.

Ich kann sagen, das Glück hat mir seine Arme geöffnet, und ich befinde mich jetzt auf dem Gipfel meines Glückes und meines Ruhmes. Meine Bemühungen sind mit Erfolgen gekrönt. Ich habe die Ehre von zehn Vereinen zu Ehrenämtern berufen zu sein und mich von zweiundzwanzig Vereinen Mitglied nennen zu können. Meine Seele fühlt den erhabenen Beruf: zum Wohle unserer Mitmenschen, zu ihrer Veredlung, zu ihrer Vergöttlichung und zur Bewahrung ihrer Rechte arbeiten zu können, und mein Geist fliegt jetzt, frei von allem Irdischen, über Raum und Zeit hinweg und weidet sich an der Zukunft, wo das erst Früchte tragen wird, was wir jetzt säen.

Als ich von Euch geschieden war, ging ich zuerst nach Berlin und suchte mir ein Engagement bei einem Meister. Es glückte mir. Ich verdiente mehr Geld als jemals und konnte in den

wenigen Wochen mehr zurücklegen als früher in Monaten.

Die Abende verbrachte ich gewöhnlich in sehr gewählter Gesellschaft, wo jeder Rangesunterschied verschwand. Höchst gebildete Leute, sogar ein Herr Doctor, hielten Vorträge, und wir hörten zu, fragten und ließen uns belehren, wenn wir etwas nicht verstanden hatten. Oft kitzelte es mir in der Zunge, daß ich auch hätte reden mögen, denn was gesagt wurde, das hatte ich mir längst gedacht und in mir gründlich verarbeitet. Einmal erbat ich mir denn auch das Wort und hielt wirklich einen Vortrag, der sogar dem Herrn Doctor auffallen mußte, denn er stand ganz mausestill und sah mich mit großgeöffneten Augen an. Der Neid verhinderte ihn jedoch, mir den Beifall zu zollen, der mir mit Händeklatschen und Bravorufen von allen Seiten gezollt wurde. Bald darauf brachen wir auf, denn es hatte zehn geschlagen. Ich ging ziemlich vergnügt über mein erstes Debüt, wie sie es nennen, meinem Hause zu, als mich plötzlich ein hübscher, sehr honetter Mensch unter den Arm faßte und mit mir ging. Von ihm erfuhr ich nun, was ich gleich geahnt hatte, daß ich mit meiner Rede dem Doctor

eine Schlappe beigebracht habe, da er gerade das, was ich auf's Tapet gebracht, als zu hoch geschraubt für den stillen und einfachlebenden Handwerker verworfen hätte. Der honette Herr eröffnete mir, daß es Schade um mich sei, hier eine zweite oder auch gar dritte Rolle im Bildungsvereine für Handwerker (so heißt nämlich die Gesellschaft) zu spielen, da ich ganz dazu geschaffen wäre, den Hauptredner und Vorsteher des Vereins abzugeben. Er schloß damit: daß er mir rathe nach Frankfurt, Stettin, Magdeburg oder sonst nach einem größern Orte der Provinz zu gehen, um dort das große Werk „die Bildung des ganzen lebenden und noch nicht lebenden Menschengeschlechtes" durch Gründung von Vereinen zu beginnen.

Mir schien die Sache! Nachdem ich nochmals sucht hatte, meine Theorien im Bildungsvereine auszusprechen, und einen totalen, höchst groben Widerspruch von dem überweisen Vorsteher, dem Herrn Doctor, erlebt hatte, schied ich aus und machte Anstalt nach Magdeburg überzugehen. Der hübsche honette Herr, ich glaube er ist eigentlich ein Adeliger, obwohl er sich nur Herr Bredow nennt, unterstützte meine Bemühungen immer, allein

was vermögen zwei Männer gegen einige hundert Starrköpfe. Ich ging und sah sie mit Geringschätzung an. Ehe ich von Berlin wegreis'te, wurde ich noch zum Vorsteher des Vereins für „leidende und verarmte Tischler aus Preußen, die in Constantinopel hülflos lägen" ernannt und hatte die Ehre, als Gründer dieses Vereins, mit zwanzig Thalern Einzahlung, aufgeführt zu werden."

„Ha ha ha ha!" unterbrach sich hier der Schuhmacher lustig, „angeführt zu werden, Herr Bruder, angeführt, aber nicht aufgeführt — weiter im Texte:

„Herr Bredow übernahm es höchst dienstfertig, die Geschäfte und Einrichtungen meines Vereins als Agent zu versehen und versprach: mir alljährlich eine gründliche Berechnung über die Verwendung der Gelder zu den Zwecken des Vereins abzulegen. Dieser Verein ist von mir am hiesigen Orte in schönsten Gang gebracht, und ich habe vor ungefähr drei Wochen eine Summe von sechsundfunfzig Thalern an meinen Agenten übersendet."

„Die besagter Agent wohl schon hinreichend genug für sich berechnen wird" — schaltete Karl wieder ein.

„Hier in Magdeburg lag die Bildung noch sehr im Argen, mein guter Bruder. Man wußte noch wenig von der weltbekannten, vortrefflichen Erfindung der Vereine und ich mußte erleben, daß man mich im Anfange auslachte, wenn ich mit meinen Vorschlägen dazu auftrat. Aber der Hohn der Welt genirt nie den großen und freien Geist. Ich warb zuerst unter den Lehrlingen einige für meine Sache an, indem ich ihnen nicht allein das Geld zum Eintritte, sondern auch noch einige Groschen für ihre Willfährigkeit gelobte, und binnen kurzem hatte ich das Vergnügen, alle Lehrlinge der Stadt mein Quartier stürmen zu sehen, um die Ehre zu haben, Vereinsmitglied zu heißen."

„Und die paar Gröschkens zum Naschen zu erobern" — lachte Karl.

„Da wurden denn meine Mitgesellen und selbst andere verständige Leute aufmerksam. Man forderte sich die verschiedenen Statuten von mir — man prüfte sie — man lobte mich wegen meiner Uneigennützigkeit und bald blühte mein Ruhm in allen Häusern des Mittelstandes sowohl als in denen der Vornehmen. Ein Regierungsrath ließ mich kommen und redete eine ganze Stunde mit mir.

Er rühmte mich wegen meines unermüdlichen Eifers und übertrug mir das Ehrenamt: Loose für eine Lotterie zu Gunsten das Missionvereins abzusetzen. Ein Pastor lud mich zu einem einfachen Butterbrode in sein Haus, setzte mir jedoch wider mein Vermuthen Kalbsbraten mit gebratenen Kartoffeln und Apfelmuß vor. Nachdem wir Beide geschmaus't hatten, bat er um meinen Rath, wie man es anfangen könne, die Mittelstände der Magdeburger Einwohnerschaft zum Beitritt des Gustav-Adolph-Vereins zu bewegen. Ich besann mich nicht lange, sondern erbot mich sogleich zum Geschäftsführer dieser Angelegenheit.

Ein Lehrer, der für einige Zeit von seinem Amte suspendirt ist, weswegen, das weiß ich nicht, rief mich eines Tages an und fragte: ob ich nicht Lust habe, einen Volkssingeverein zu stiften. Er wolle gern das Amt eines Directors, gegen ein Honorar von zehn Thalern jährlich, übernehmen. Diese Vereinsgründung glückte mir über alle Maßen, denn schon am dritten Tage hatte ich über siebzig Gesellen, hundert und einen Lehrling und eilf Meister auf meiner Liste. Ich übernahm für den Anfang die Bezahlung des Directors und forderte zur An-

schaffung von Noten nur einen freiwilligen Beitrag. Bis zum Ende dieses Jahres hoffe ich wenigstens an funfzig Thaler freiwillige Beiträge zu erhalten, deshalb brachte ich das Opfer gern und legte das Geld für die Noten aus. Sollte man so ungebildet und so unzart sein, mich nicht gehörig zu bezahlen, so blieben ja die Noten mein Eigenthum.

Vor acht Tagen haben wir, mit Glanz, der ersten Provinzial=Volksliedertafel in Balbeck beigewohnt. Du hättest mich nur sehen sollen, mein bester Bruder! Ich bin sicher, daß Dein brüderliches Herz in Stolz aufgeschwemmt wäre, obwohl Du sonst in solchen Angelegenheiten dem trocknen Schwamme gleichest. Ich war zum Fahnenträger erwählt — und das waren sie mir wohl schuldig, da ich auf meine Kosten die purpurrothe mit weißen Rändern bemalte Fahne hatte machen lassen. Wir sangen einen Marsch, wozu ich das Gedicht geliefert hatte; es hieß folgendermaßen: Kommt, o Brüder, kommt herbei, macht Euch von der Arbeit frei! Hebt nun an mit vollem Chor, daß er klinge weit in's Ohr: Nieder mit der Tyrannei, die uns hier noch in Fesseln hält — ja, nieder mit der Tyrannei, die

uns hier noch in Fesseln hält. Freiheit und Gleichheit in unsrer Mitte, Freiheit und Gleichheit, das sei unsre Bitte!

Singe Dir das Ding 'mal ab nach dem Marsch: Kriegerslust, dann sollst Du Dich wundern, wie es klingt. Meine Kameraden, die mich mit meiner Fahne abholten, brachten mir ein ungeheures „Hoch" vor meinem Quartier und setzten mir einen dicken Blätterkranz von Eichenlaub auf den Kopf. Wir machten uns ungeheuer pomphaft! Von den weiteren Schicksalen meiner Vereinsstiftungen werde ich Dich noch in Kenntniß setzen. Für heute sei Dir diese Uebersicht genug. Man wartet auf mich im Bildungsvereine, um eine Berathung abzuhalten: ob es nicht zweckmäßig sei, die Kotzebue'schen Lustspiele und den ewigen Juden von Eugen Sue für denselben anzuschaffen. Die Lustspiele haben wir sehr nöthig. Wir sind schon mehrmals in Verlegenheit gewesen, wenn wir Theatervorstellungen"

„Nein, Liesel, ist Dir das schon vorgekommen?" schrie Karl auf — „die Kerls spielen Komödie!"

„geben wollten, was wir wählen sollten. Der Kotzebue gehört zu den großen freien Geistern, die um der Volksbildung willen bluten mußten, deshalb

geben wir nur Kotzebue'sche Sachen. Und für die Vorlesungen haben wir den großen Volksbildner, der in die Seele des Mannes aus dem Volke zu blicken vermag, der unser Herz bis in's Mark zergliedert, der mit reiner, echt deutscher Treue für unsre Freiheit ficht und es den übermüthigen Vornehmen bitterlich zu Gemüthe führt, wie viel schlechter sie sind als wir, den größten classischen Schriftsteller unserer deutschen Zeit, Eugen Sue, gewählt. Ich habe beider Werke verschrieben und will sie heute Abend, wenn die Mitglieder einig geworden sind, mit meinem Namen verziert dem Vereine zum ewigen Andenken feierlichst schenken.

Solltest Du Willens sein, Dich für den „Gustav-Adolphs-Verein" und für den „Missions-Verein," oder für den „Verein für leidende Tischler aus Preußen in Constantinopel," oder für den „Verein gegen Thierquälerei," oder für den „Verein gegen Mißhandlung der Lehrjungen," oder für den „Mäßigkeitsverein," oder für den „Enthaltsamkeitsverein," oder für den „Verein zur Verbannung fremder Kunstproducte," oder für den „Verein zur Einführung echt deutscher Volkslieder," oder für den „Verein gegen das Junggesellenthum zu inter-

essiren, so wende Dich nur an mich mit Deinen Anfragen. Für diese Vereine bin ich theilweise Vorsteher, theilweise Geschäftsführer und es würde mir lieb sein, wenn es durch meine Fürsprache gelänge, diesen Vereinen täglich neue und größere Ausbreitungen zu erwirken. Der „Verein zur Bildung der Handwerker" und der „Volksingeverein" kann nur unter gehöriger Leitung und Aufsicht eines umsichtigen Mannes gedeihen, deshalb empfehle ich diese Deiner Berücksichtigung nicht weiter. Es soll meine erste Sorge sein, wenn ich wieder nach Osterleben zurückkommen sollte, diese wahre Wohlthat über Euch arme verwahrlos'te Menschen auszugießen.

Was die andern Vereine betrifft, so bin ich denen nur durch meinen jährlichen Beitrag von einem Thaler preuß. Courant verpflichtet und bekümmere mich nicht weiter um sie. Meine Zeit ist hinlänglich durch die Ehrenämter in Anspruch genommen, die ich schon bekleide, um den täglichen Anträgen der Agenten für diese zu widerstehen. Lebt nun wohl und gedenkt in Eurem Glücke bisweilen

Eures Euch zärtlichliebenden Bruders

Theodor Meier."

„Wo kriegt der Mensch die Zeit und das Geld zu solchen Allotriis her?“ fragte Karl seine junge Frau, als er den Brief bis auf den Datum durchlesen und dann zusammengefaltet hatte. Da habe ich vier dicht beschriebene Seiten eines Briefbogens und auf allen vier Seiten steht nichts als Verein und wieder Verein. Jeder Verein kostet Geld, jeder nimmt Zeit weg.—! Begreifst Du es, Liesel?“

Liesel, die eigentlich einen höchst ergötzlichen Ausbruch von guter Laune nach dem letzten Theile des Briefes erwartet hatte, denn ihr selbst war er komisch erschienen, sah mit Verwunderung die ernsthaften Mienen ihres Mannes. Als ein kluges Frauenzimmmer unterdrückte sie daher sogleich ihre Lust zum Lachen und sagte nur freundlich entschuldigend:

„Laß ihn doch! Sieh, er hat zu Hause kein treues Liesel, das auf ihn hofft und für das er sparen muß. So 'n Tischler kann sich schönes Geld im Umsehn verdienen, während ein armer Schustergesell mehr Pech als Geld in die Hände kriegt. Er ist immer ein ordentlicher und ehrliebender Mensch gewesen, der Theodor, und — er heißt ja Meier,“ setzte sie mit einem stolzen Lächeln hinzu —.

„Ach, Liesel, damit brüste Dich nur nicht,“

seufzte Karl und schlug fast heftig auf den Brief seines älteren Bruders, der neben ihm im Fenster lag. „Sieh — der kommt aus dem Zuchthause —!" Seine Stimme brach und er legte seine Stirn gegen Liesel's Schulter, um ihr die Thränen zu verbergen, die seine Wimpern benetzten.

Liesel strich liebkosend mit ihrer Hand über das krause Haar ihres betrübten Mannes. Sie ließ ihm Zeit sich zu fassen uud dann sagte sie mit schmeichelnder Bitte:

„Aber Gottfried's Brief liesest Du mir doch auch noch? Auf den freue ich mich, wie auf eine Predigt unsers Herrn Pfarrers."

Karl wußte recht gut, was das ausdrücken solle, deshalb schlang er seinen Arm um sie und gab ihr einen herzlichen Kuß.

„Ja, der Brief ist des Lesens auch werth, mein Lieselchen," sprach er wieder heiter und entfaltete ihn. „Sieh, was der Hans Narr der Theodor da firlefanzt, das ist ein kauderwälsches Wischiwaschi, das weder von Herzen kommt, noch zu Herzen geht. Wenn er sein Lehrgeld gehörig bezahlt hat, dann wird er schon klug werden, denk' ich. Aber da irrt er sich, wenn er denkt, ich soll anwerben für seine Dumm-

heiten, die nichts als Geldschneidereien und Groß- sprechereien sind. Die armen leidenden Tischler aus Preußen werden wohl ewiglich in Constantinopel lei- dend verbleiben, wenn sie keine andere Hülfe in Aus- sicht haben als den Mosje Bredow und meinen lieb- werthesten Herrn Bruder. Dumm Zeug und kein Ende! — Nun, Herzliesel, höre 'mal, was Gottfried, der im Zuchthaus schmachtende Gottfried schreibt, während Mosje Theodor in einer Welt von Vereinen herumhaselirt.

„Meine theuren Geschwister!

Gott ist uns immer nahe — daran denkt in allen Lagen Eures Lebens und daran denkt beson- ders heute, wo Ihr einen Schwur vor ihm ablegt, den Schwur: in Liebe und Treue ewig vereint zu bleiben. Es ahnte mir nicht, daß ich von dieser Stelle aus an Euch einen Glückwunsch senden würde, als ich damals mit Euch den Plan zu Eurer Verheirathung überlegte, und es könnte mich wohl eine Art Traurigkeit überfallen, wenn ich an die freundlichen Bilder gedenke, die mich damals um- schwebten. Allein tröstet Euch, meine Lieben, ich trage meine herbe Prüfung wie Hiob, der da spricht: „Leben und Wohlthat hast Du an mir ge-

than und Dein Aufsehn bewahret meinen Odem. Wenn ich sündige, so merkest Du es bald und lässest meine Missethat nicht ungestraft. — Bin ich gottlos, so ist mir wehe: bin ich gerecht, so darf ich doch mein Haupt nicht erheben, als der ich voll Schmach bin und sehe mein Elend. — Ich erkenne, daß Du alles vermagst und kein Gedanke ist Dir verborgen!"

Wenn mein Muth sinken will, wenn mir das Bewußtsein „ein Zuchthaussträfling zu sein," wie ein glühendes Eisen auf meine Brust fällt, so recke ich meine Arme auf zu dem, der da alles vermag und dem kein Gedanke verborgen ist, und schreie zu ihm: hilf mir tragen!

Mein Leben hier ist gar nicht so unangenehm. Ihr wißt, Arbeit ist mir eine Freude, und hier hat sie einen doppelten Werth, denn sie verkürzt die Zeit. Es wird von uns eine angestrengte Thätigkeit von den Aufsehern verlangt, aber dieses Verlangen geht doch nicht so über das menschliche Vermögen hinaus, wie ich es oft in Fabriken zu beobachten Gelegenheit hatte. Jeder Sträfling muß arbeiten, so viel er irgend kann. Da es vorkommt, daß mancher niemals arbeiten gelernt hat, so wird

vielen dies blutsauer; sie fangen an sich zu sträuben, sie versuchen sich dagegen aufzulehnen, sie sind nachlässig — nun dann giebt's Hiebe und dann schreien die Leute über grausamen Zwang und über Härte.

Ich konnte arbeiten und arbeitete gern, obwohl mein erlerntes Handwerk zufällig nicht hier in Anwendung zu bringen ist. Es sind alle nur möglichen Werkstätten hier eingerichtet, nur eine Loh- und Weißgerberei nicht. Man schickte mich zuerst in eine Piquéweberei, allein schon nach vierzehn Tagen wurde ich bei einem Baue, der innerhalb der Grenzmauer vorgenommen wurde, beschäftigt. Dabei bin ich nun noch und habe die Aussicht für den genzen Verlauf des Sommers und Herbstes dabei zu bleiben. Ach, mit welchen Gefühlen ich am ersten Tage, als ich aus der dumpfen Stube und aus der Gemeinschaft mit Leuten, die zur Arbeit geprügelt werden mußten, befreit, zum klaren Himmel aufsah, das kann ich Euch nicht beschreiben. Mit jedem Steine, den ich darreichte, mit jeder Kelle Kalk, die ich aufwarf, erwachte meine Lust zum Leben mehr und zuletzt war es mir, als baute ich mir selbst das Haus, als wäre dies der Tempel meiner Zukunft. An demselben Abend langte die

die erste Nachricht vom Inquisitoriate zu Hamstedt an, daß mein Untersuchungsproceß eine günstige Wendung nehmen könne. Als ich jedoch erfuhr, auf welche Weise, und daß auf einen unschuldigen Mann ein Verdacht gefallen sei, da empörte sich mein ganzes Gewissen und ich gab das an, was diesen Mann entsühnen konnte.

Aber Gottes Güte regierte die Herzen meiner Richter, daß sie, nach dem einmal angeregten Zweifel, mit Schonung verfuhren. Meine Lieben! Wer einmal verurtheilt gewesen ist zu acht Jahren der schmachvollsten Strafe, der kann meinen Seelenzustand begreifen, in den ich verfiel, als mir mein zweites Urtheil publicirt wurde. Ich weinte — ja Karl, glaube es nur, Du frohsinniger, leichtherziger Mensch, den Gott vor jeder Thräne bewahren mag, glaube es nur, ich weinte! Noch begreife ich es nicht, wie es kam, daß mir die großen Wassertropfen über das Gesicht liefen, aber es war eine wahre Erleichterung! Es war mir zu Muthe wie einem Menschen, der aus einer finstern Kammer in ein hellerleuchtetes Zimmer geführt wird — es war mir zu Sinne, als hätte ich etwas sehr Theures, was ich lange entbehrt, nein, was ich ganz auf-

gegeben hatte, plötzlich wieder! O, tausend Predigten, so erbaulich sie mir auch immer sind, können nicht die Andacht hervorrufen, in die mich diese Gnade versetzte.

Noch dreizehn Monate von heute an gerechnet, noch dreizehn Mondenwechsel! Es ist ja nur eine kleine Spanne Zeit, ihr Lieben. Es wird wahrscheinlich der letzte Brief sein, den Ihr bis dahin von mir erhalten werdet, denn die Erlaubniß, diesen zu schreiben, ist schon eine Vergünstigung, die ich der Gnade des Herrn Directors zu verdanken habe. Er brachte mir Deinen Brief, in dem Du mir den Tag Deiner Hochzeit meldetest, nach der Ordnungsregel hier, geöffnet und sagte sehr freundlich:

„Wenn Du gern antworten möchtest, so bin ich geneigt Dir den Sonntag, wo die Hochzeit stattfindet, dazu zu bewilligen. Es soll Dir Schreibmaterial verabreicht werden."

„Das war wieder ein Balsam nach den trüben Entbehrungen. Ueberhaupt begegnet man mir gut und zutrauungsvoll. Mein Gott und Herr, sollte denn auch ein menschliches Angesicht den innern Sinn nicht widerzuspiegeln vermögen?

Weil ich nun keine Gelegenheit haben werde, Euch auf andere Weise vorzubereiten, so thue ich es hiermit und sage Euch: Macht Euch gefaßt, statt eines kräftigen Mannes einen Greis wiederzusehn — mein Haar ist in der Nacht darauf, wo ich die entsetzliche Nachricht empfing: Gerstenberg sei beraubt worden — schneeweiß im herzzermalmenden Kummer und Gram geworden. Ich weiß, Du, mein guter Karl, liebst den silberhaarigen Greis eben so brüderlich wie den braunhaarigen Mann, und die Tage, wo ich mit Dir und mit Deiner Frau vereint in unserm Häuschen leben werde, stehen wie Festtage meines Lebens vor meinen hoffend emporgeschlagenen Augen. Lebt wohl und glücklich!

Gottfried Meier."

Karl hatte mit dem letzten Reste von Fassung den Brief zu Ende gelesen. Jetzt schlug er die Hände zusammen und hob sie sammt dem Briefe hoch in die Luft:

„Warum diesem Guten ein solches Schicksal? O, mein Gott! Mein Gott!"

Liesel legte bitterlich weinend ihren Kopf an seine Brust und flüsterte:

„Er hat graues Haar bekommen! Ach, was wird Kathe sagen! Unser armer, armer Gottfried!"

Die jungen Eheleute hielten sich lange tiefbewegt umschlungen.

Selbst nach mehreren Tagen vermochten sie nicht ohne Wehmuth von Gottfried zu sprechen und der stille, tiefe Gram der armen Katharine trug wahrlich auch viel dazu bei, die Stimmung des glücklich im Hafen angelangten Paares mehr traurig als freudig zu machen.

Nachdem aber das Schrecknis, „vor Gram graues Haar bekommen zu haben," erst das Erschütternde für sie verloren hatte, da belebten sie ihre Zukunft wieder mit frischen und freundlichen Bildern. Vor allen Dingen mußte der gute, geliebte Bruder Gottfried alles in gehöriger Ordnung finden. Die Sorge dafür beschäftigte besonders Liesel, welche mit wackerm Eifer Hand anlegte, um die Last der doppelten ziemlich großen Wirthschaft auf ihre Schultern zu nehmen. Liesel war unter dem Beispiele und der Lehre der Frau Pfarrerin eine tüchtige Wirthschafterin geworden. Sie suchte ihres Gleichen im Kochen, Backen und Waschen. Dazu wußte sie vortreffliche Einrichtungen zu machen, die Geld und Zeit ersparten. Katharine

stand ihr getreulich bei. Sie unterzog sich mit einer rührenden Demuth den schwersten Arbeiten, wenn es galt, einen wesentlichen Nutzen für Gottfried's Wirthschaft zu stiften. Auch beschwatzte sie ihren Vater, daß er die etwas vernachlässigten Aecker des Meier'schen Besitzthums mit bearbeitete, und es gehörte zu den heimlich glückseligen Freuden dieses armen, in seiner Lebenslust so schwer getroffenen Mädchens, daß sie von dem Flachsvorrathe der Meier'schen Geschwister ein feines, ganz vortreffliches Gespinnst zu Hemden für Gottfried lieferte. Daß sie es selbst gesponnen, daß es mit mancher Thräne benetzt sei, das sagte sie niemandem außer ihrem Liesel, die herzlichen Antheil an dem Kummer ihrer Freundin nahm.

Während der Zeit war der Winter vergangen und der Mai rückte heran. Die doppelte Wirthschaft gedieh unter Liesel's und Kathens Aufsicht ganz vortrefflich. Aber auch Karl that sein Mögliches, um auf einen grünen Zweig zu kommen. Er hatte jetzt wieder ungeheure Lust zum Pfeifen, auch zum Singen, Tanzen und Springen, zum Lachen und zum Necken, so daß manchmal Liesel's stille und sanfte Manier nöthig war, um den flotten, lustigen Schuster in Schranken zu halten.

Die junge Frau hatte aber auch so ein gewisses Etwas in ihrem Wesen, vor dem nicht Karl allein, sondern auch andere Leute, die mit ihr täglich zu thun hatten, einen ordentlichen Respect fühlten. Es war das nichts Angenommenes, auch nichts Eingebildetes und nichts Anmaßendes, nein es lag in ihrer Natur und gab ihr einen Anstrich von feinerer Lebensart und höherer Bildung, als man sonst in ihrem Stande findet. Sie sprach nie sehr viel und redete leise und langsam, dabei umspielte eine holde Freundlichkeit ihren Mund und ihre Bewegungen blieben selbst bei der größten Eilfertigkeit so ruhig, als rühre sie sich eben nicht. Im Anfange erschrak sie ein paar Mal heftig vor dem etwas brausenden Wesen ihres lieben Ehemannes, wenn er im tollen Muthe einen Schuh in den Winkel schleuderte oder sein Werkzeug im Aerger zusammenrüttelte, daß es klirrte.

„Püppchen," rief da lachend der Schuster, „Du bist im stillen Kirchhause eine vornehme Dame geworden. Das wirst Du Dir abgewöhnen müssen!"

Aber sonderbarer Weise gewöhnte er es sich ab, so tölpisch seine Scherzlust oder seinen Verdruß zu zeigen. Die Schuhe blieben ruhig an seiner Seite stehn und machten keine Luftsprünge mehr in die

Ecken, wenn er lustig war. Sein Werkzeug klapperte gar nicht, wenn er etwas nicht fand, was er suchte. Statt dessen half ihm Liesel suchen, und er fühlte sich weit besser dabei, als wenn er alles von oberst zu unterst kehrte, denn Liesel verstand vortrefflich zu finden, weil sie ruhig suchte.

Seine Kundschaft mehrte sich mit jedem Tage, natürlich pfiff er nun auch mit jedem Tage ein lustigeres Lied. Er war unbestritten der beste Damenschuhmacher im ganzen Städtchen. Dabei verstand er es meisterhaft, den vornehmen Damen in voller Einfalt eine der feinsten Schmeicheleien über den Bau ihres Fußes zu sagen, so daß selbst alte Frauen plötzlich etwas darauf gaben, ganz elegantes und propres Schuhzeug, vom Meister Meier gefertigt, zu tragen.

„Sie haben ein echtes Stiefelfüßchen — gnädige Frau,“ sagte Meister Karl zu der Frau Bürgermeisterin —. Natürlich trug nun die gnädige Frau an ihren dicken Füßen stets nur Stiefelchen von der elegantesten Form, und die brachten Geld ein.

„In Dresden arbeitete mein Meister für eine Gräfin, Madame“ — sagte der pfiffige Schuster zu

einer reichen Kaufmannsfrau, „die hatte doch dieselbe Form im Fuße, wie Sie. Die Dame trug immer seidene Schuhe, weil sie behauptete, die wollenen brennten zu sehr.“

„Mich brennen auch alle wollenen Schuhe,“ klagte die Madame. „Machen Sie mir zur Probe ein Paar seidene.“

Der schlaue Patron machte die Probe und Madame fand sie sehr probat und zerriß richtig sechs Paar Schuhe mehr als sonst, weil sie damit auf dem Steinpflaster watschelte, während die Gräfin die Füßchen im Wagen ruhen lassen konnte.

Liesel wollte es nicht gut heißen, daß er solche Kurzweil trieb, der ihm Vortheil bringen sollte, allein er lachte und sagte:

„Sind es nicht vernünftige Menschen, wie? Wozu haben sie denn ihre Vernunft?“

Nach und nach stellte er jedoch seinen Hokuspokus, wie er es nannte, ein und wurde gesetzter und ehrbarer.

Er selbst nannte sich den glücklichsten Menschen auf Gottes weitem Erdboden, der alles habe, was er sich nur wünschen könne.

„Habe ich nicht Arbeit vollauf, so daß ich nur neue Schuhe zu machen brauche und die Flickarbeit vom Lehrjungen machen lassen kann? Habe ich nicht eine Frau, die so fein und so fromm, so geschickt und so thätig ist, wie sie nur im Buche stehn? Habe ich nicht eine helle Werkstatt und noch ein hübsches Stübchen, wo ich Sonntags feiern kann? Habe ich nicht gute Nachbarn und treue Freunde? Was brauche ich nun noch?“

O, er gebrauchte wohl noch etwas! Der schlaue Patron war nur so klug, das nicht eher zu wünschen, bis er wußte, daß sein Wunsch erfüllt werden würde.

Es war nun gerade am Jahrestage seiner Hochzeit, als Meister Karl die lustigsten Stückchen pfiff, als er seinen Lehrjungen gar nicht tadelte, als er alle Augenblicke zu seinem Liesel in die Küche sprang, um zuzusehn, ob sie sich auch ja nicht zu viel anstrenge, genug es war am Jahrestage seiner Hochzeit der glückliche Moment eingetreten, daß ihm Liesel vertraut hatte: sie müsse durchaus bald eine Wiege haben.

Nun einen pudelnärrischern und glückseligern Vater in spe hat es wohl niemals gegeben als den Schuster Meier. Er hätte sich auf den Markt von Osterleben

hinstellen und mit der ganzen Kraft seiner tüchtigen und gesunden Lunge es ausschreien mögen, daß er bald einen kleinen, ganz kleinen gebornen Schuster im Hause haben würde.

Liesel hatte das wohl vorausgesehn und ihm dies Glück so lange verschämt verschwiegen als es nur ging. Sie bat ihn auch wiederholt ganz ängstlich, doch nicht so öffentlich zu thun, sie müsse sich ja sonst schämen über die Straße zu gehen. — Aber da kam sie schön an beim Schuster.

„Was — Gottes Segen — Gottes Gnade — Gottes Güte soll man nicht in allen Gassen ausprahlen? Liesel, dann bist Du es nicht werth eine junge Mutter zu werden, wenn Du damit zimperlich thun willst. Das mag vornehm sein! — Aber ich sage Dir, einem ehrlichen Schuster, wie mir, offenbart sich der Himmel in solcher Segnung und ich danke ihm laut dafür.“

Liesel mußte sich wirklich daran gewöhnen, als ein Wunderthier und eine Heilige zugleich von ihrem lustigen Karl überall präsentirt zu werden, denn sein Glück ließ ihn nicht ruhen und schweigen.

„In allen Fällen will ich Dir nachgeben, Liesel — Du weißt es am besten, daß Du mir schon tüchtig

Raison gelehrt hast — doch jetzt bin ich Dein König, denn ich bin der Vater.“

Liesel lachte am Ende über sein Wichtigthun; seine Seelenfreude rührte sie bis in's Innerste und sie ließ nun ab von den Ermahnungen, doch zu schweigen, bis es Zeit sei zu reden.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Fritze, Ernst

Drei Handwerker, von Ernst Fritze

Bd.: 1

Leipzig 1851